



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

**Gegenhegemoniale Diskurse von Migrant*innen
in den Medien**
-
**ein postkolonialer Blick
auf das Kooperationsprojekt von M-Media mit „die Presse“ 2012**

verfasst von

Eva Maria Höritzauer

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Internationale Entwicklung

Betreuerin:

Univ.-Prof. Univ.-Doz. Dr. Hanna Hacker

Für Jeremiah

Ich möchte an dieser Stelle v.a.meinen Eltern danken. Und Jeremiah, Danke, dass Du durchgehalten und mir geholfen hast. Außerdem sollen hier namentlich erwähnt werden Kerstin, Nevin, Christine, Gülay, Astrid, Theresa, Jovana, Sebastian, Albine, meine Brüder, Bubacarr und Univ.-Prof. Univ.-Doz. Dr. Hanna Hacker. Ich Danke Euch!

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	5
1. Methodologischer Zugang.....	13
1.1 Grounded Theory.....	13
1.1.1 Sensibilisierendes Konzept.....	14
1.1.2 Kontakt zum Feld.....	15
1.1.3 Methodenwahl.....	15
1.1.4 Theoretisches Sampling und Datenerhebung.....	15
1.1.5 Kodierprozess und Generierung der Theorie.....	16
1.2 Zugang zum Forschungsgegensfeld.....	16
1.3 Das „Medium“ von M-Media: Homepage und Literaturrecherche.....	17
1.4 Qualitative Inhaltsanalyse.....	18
1.5 Expert*inneninterviews.....	19
2. Forschungsleitende Erkenntniskonzepte und Vorstellung des Materials.....	21
2.1 Postkoloniale Theorien.....	21
2.2 Cultural Studies.....	22
2.3 Definition von Begriffen und Konzepten.....	24
3. Medial hergestellte Öffentlichkeiten.....	35
3.1 Die öffentliche Sphäre und hegemoniale Diskurse.....	35
3.2 Rolle und Funktion der Massenmedien.....	37
3.3 Massenmedial hergestellte Wirklichkeiten.....	39
3.4 Repräsentanz von Migrant*innen in österreichischen Redaktionen.....	40
3.5 Von Selbstdefinition <i>in</i> und Selbstermächtigung <i>durch</i> Medien.....	43
3.5.1 von selbst-definierten <i>Inhalten</i>	45
3.5.2 von selbst erkämpften Zugängen.....	49
4. Gegenhegemoniale Diskurse.....	53
4.1 Rassismen, gegenhegemoniale Diskurse und Strategien.....	54
4.2 Selbstorganisationen von Migrant*innen.....	60
4.2.1 Funktionen.....	62
4.2.2 Defensiv- und Partizipationsorientierte Migrant*innenorganisationen.....	62
4.2.3 Migrant*innenorganisationen und Widerstand.....	65
4.3 Die Selbstorganisation M-Media.....	66
5. Die „Integrationsseite“.....	69
5.1 Das Kooperationsprojekt mit „die Presse“.....	70
5.2 Entstehungsgeschichte und Zielsetzungen.....	70
1.1 Vorstellung des Beispielmaterials und Auswertung.....	71
5.4 Die Journalist*innen von M-Media	
6. Zusammenführung der Ergebnisse und Schlussfolgerungen.....	87
Literaturverzeichnis.....	95
Abstract.....	102
Zusammenfassung.....	103
Lebenslauf.....	104

Einleitung

„Wir alle haben einen bestimmten Ort, eine bestimmte Zeit, eine spezifische Geschichte und Kultur, von denen aus wir schreiben und sprechen. Was wir sagen, steht immer ‘in einem Kontext’ und ist positioniert.“
(Stuart Hall 1994: 26)

Der Kern der Aussage, welchen ich in dieser Arbeit zu vermitteln versuche, beginnt im Grunde genommen bereits hier, an dieser Stelle.¹ Durch Sprache und die bewusste Aneinanderfügung von Worten und Sätzen werde ich versuchen, Gedankengänge und Erkenntnisse die ich im Prozess meiner Forschungsarbeiten durchlaufen habe, argumentativ aufeinander aufbauend zu vermitteln. Die Gefahr, bzw. die unumgängliche Tatsache, dass, was geschrieben steht, und was damit gemeint ist, nicht automatisch das Selbe bedeuten muss, geschweige denn so bei Leser*innen ankommt, wie ich mir vorstelle, es vermittelt zu haben, ist mir bewusst. Durch Gespräche mit KollegInnen oder meiner Betreuerin über diese Arbeit ist das Bewusstsein dafür noch gewachsen und stellt mich vor große Herausforderungen. Ich, als schreibendes Subjekt dieser Arbeit über Re-Präsentationen in hegemonialen Strukturen, habe meinen persönlichen Hintergrund und auch Zugang zu der Thematik, der Ihnen an dieser Stelle noch nicht, bzw. teilweise gänzlich bis zum Schluss dieser Arbeit unbekannt ist und bleiben wird. Wie wir in der Arbeit aber später auch inhaltlich noch lesen werden, kann kein Text aus seinem Kontext gerissen, bzw. kein Text ohne seinen Entstehungshintergrund gänzlich verstanden werden.

Bei diesem Text handelt es sich um eine wissenschaftliche Abhandlung, welche die von mir erarbeitete Fragestellung darstellen und dementsprechend Ergebnisse produzieren soll, und bei deren Rezeption die soziale Herkunft sowohl der Verfasserin, als auch des/der Leser*in berücksichtigt und reflektiert werden sollte. Wie sie dem Format wahrscheinlich bereits entnommen haben, handelt es sich bei diesem Produkt um eine Diplomarbeit, mit welcher ich in Verbindung mit einer Diplomprüfung beabsichtige, mein Studium der Internationalen Entwicklung zu beenden.

Ich als schreibendes Subjekt

In ökonomischem Sinne bin ich in eine privilegierte Situation hineingeboren:² In die „westliche“

1

Genau genommen begann dieser Prozess beim Aufschlagen dieser Diplomarbeit und dem Lesen des Titels, wodurch Sie diese Arbeit bereits ihrem sozialen Hintergrund entsprechend und „eingeordnet“, /unbewusst bewertet haben. (Brauchbar/ Unbrauchbar, Interessant/ Uninteressant, etc.) Spätestens beim Inhaltsverzeichnis haben Sie beschlossen, diese Arbeit (teilweise) zu lesen, oder eben nicht. Dies hängt sehr stark mit ihrer Motivation, dieses Buch überhaupt in Händen zu halten ab, bzw. dem Erkenntnisinteresse.

2 „Privilegiert“ ist in Abgrenzung zur Mehrheitsbevölkerung dieser Erde zu sehen, und in diesem Sinne begreife ich mich als ökonomisch privilegiert. Vergleiche ich mich mit elitären Gruppen, werde ich mir meiner weniger privilegierten Position in diesem Kontext bewusst.

Welt, nach Europa, (Ober-) Österreich, in eine bürgerliche, arbeitende Familie,³ entschied ich mich, in Wien zu studieren. In meinem „Dasein“ bin ich eine *weiße* Frau, von außen, innen fühle ich mich vielseitig. Ich bin Mutter, Studentin, Angestellte, und vieles mehr. Im Laufe der letzten Jahre haben sich emanzipierende Konzepte der Selbstdefinition hinzugefügt (und fügen sich beständig hinzu), Ausgesprochene und Unausgesprochene, mir Bewusste und Unbewusste, mir Bewusst-werdende, neue Formen der Identifizierung und Positionierung meiner Person. Ich als Subjekt befinde mich in einer beweglichen Position in einem rassistisch diskriminierenden System und bin manchmal bewusst oder unbewusst Ausübende diskriminierender Prozesse, manchmal Empfängerin dieser Prozesse. Ich übe Macht aus, als auch Macht über mich ausgeübt wird. Ich trage die Verantwortung für mich (und die Begleitung meines Sohns als mir anvertrautes Wesen), für mein Sprechen und Handeln und kann dessen Wirkung nicht immer absehen, dieses jedoch reflektieren und Einfluss darauf nehmen. Soweit, so gut.

Durch die Lebensgemeinschaft mit dem Vater unseres Sohnes, welcher afrikanischer Herkunft ist und in Österreich um Asyl angesucht hatte, begann ein langer Prozess, der mir immer wieder meine Ohnmacht aber auch Macht als Subjekt in hegemonialen Strukturen bewusst werden ließ und die Wahrnehmung auf strukturelle als auch öffentliche Diskriminierungen und Kräfteverhältnisse schärfte. Wir durchliefen verschiedenste institutionelle, bürokratische Instanzen, waren mit legislativer, judikativer und exekutiver als auch epistemischer Gewalt konfrontiert, die zu durchschauen (k)eines Studiums bedarf⁴. Österreichische Asyl- als auch Integrationspolitiken manifestieren und reproduzieren sich hegemonial durch die strukturelle, legislative Exklusion ganzer Gruppen von Menschen. Das „Wissen“ um die Umstände, mit denen diese Gruppen konfrontiert sind und sich in deren „Lebensrealitäten“ faktisch äußern, dringen in einem Land, oder besser gesagt einer Gesellschaft, welche eine geringe Widerstandskultur besitzt, langsam, aber beständig, jedoch selten kollektiv an eine breite Öffentlichkeit. Dies wiederum hat zur Folge, dass Regierende - die judikative, legislative und exekutive Richtlinien definieren - ihr politisches Vorgehen legitimieren müssen. Macht wird, wie wir später noch anhand Theoretiker wie Gramsci, Foucault, etc. erarbeiten, durch Konsensbildung erhalten und legitimiert. Müssen also diskriminierende Praxen gegenüber einer Gruppe von Menschen gerechtfertigt werden, so bedarf es zunächst der negativen Konstruktion dieser Gruppe sowie deren Darstellung in der öffentlichen

3 Die Grenzen zwischen Arbeiterklasse und Bürgertum scheinen verschwommen zu sein, weshalb es mir an dieser Stelle schwer fällt, mich diesbezüglich zu verorten/ positionieren.

4 Subjekte, die diese Gewalt erfahren, sind sich durch gegenseitigen Austausch der Struktur dahinter sehr wohl bewusst. Ob sie die Möglichkeit finden, oder überhaupt suchen, ist eine andere Frage. Die „Votivkirchen“-Proteste können als eine der ersten öffentlichen Re-Präsentation durch und von AsylwerberInnen – im österreichischen Kontext – dieses kollektiven Bewusstseins der gemeinsamen strukturellen Diskriminierung zeigen. In diesem Zusammenhang nehme ich „mich“ heraus, als ich eine nur teilweise „Innensicht“ erfahren habe.

Sphäre. Somit wird der Konsens in einer Gesellschaft gebildet, dass es legitim sei, diese Gruppe strukturell zu benachteiligen bis dahin, sie institutionell zu exkludieren. Vor allem unter der schwarz-blauen Regierung und einem europaweiten „Abbiegen nach Rechts“ (vgl. Nikolic 2014: 8) sollten uns gesellschaftliche Umbrüche (die u.a. im Fremdenrecht Gestalt annehmen, welches durch die negativ konstruierte Darstellung in der öffentlichen Sphäre legitimiert wird) aufmerksam und wachsam machen.

Soviel zu mir als schreibendes Subjekt dieser Arbeit. Die in der öffentlichen Sphäre vorherrschende negative behaftete Darstellung⁵ von Gruppen war Auslöser für diese Arbeit. Da ich mich aber auch als pro-aktive, bzw. lösungsorientierte Person betrachte,

war es mir ein Anliegen, mich auf bestehende Formen und Möglichkeiten der Menschen (welche an der Implementierung differenzierter Bilder und Darstellungen arbeiten und somit selbstermächtigt ihre eigene Lebensrealität definieren) zu konzentrieren und, wenn auch an bescheidener Stelle, sichtbar zu machen. Reflektierend muss ich zugeben, dass dieser Text, der bisher sehr polemisch formuliert wurde, eine Strategie ist, meiner Ohnmacht zu begegnen. Sprache wertfrei zu verwenden, ist fast unmöglich, im Folgenden wird aber von der bewussten Polemik Abstand genommen und im Sinne wissenschaftlichen Arbeitens besonders darauf geachtet, meine Position als Produzierende dieses Textes beständig zu reflektieren.

Problemstellung

Die Darstellungen von Migrant*innen und Migrationsthemen in der österreichischen Medienberichterstattung wirken sich direkt und indirekt auf die Lebensrealität der in Österreich lebenden Migrant*innen aus. In der Studie „Rassismus als Integrationshindernis“ erarbeiten mehrere Autoren die Wirkung negativ behafteter Darstellungen von Migrant*innen in (Massen-) Medien auf Migrant*innen sowie auch auf die Mehrheitsgesellschaft. Demnach erschwert die negative Darstellung, beziehungsweise die Konnotationen in Zusammenhang mit Herkunft/Nationalität/Geschlecht/Religion/..., die geforderte Integration von Migrant*innen in und durch die Mehrheitsgesellschaft und legitimiert politischen Akteur*innen durch die dadurch geschaffene Konsensbildung außerdem einschneidende gesellschafts-politische Maßnahmen, die sich in den Lebensrealitäten der migrierten Menschen tiefgreifend und substanziell auswirkt. Der Grund, warum ich dies hier zum Thema mache liegt in dem Widerspruch der politischen Forderung,

⁵ Viele qualitative und quantitative Studien kamen zu dem Ergebnis, dass die negative, kriminalisierende und vorurteilsbehaftete Darstellung im massenmedialen Diskurs in Österreich und Europa gegenüber einer differenzierten oder positiven, um nicht von „wertfreien“ Darstellung, welche der Journalismus laut Ehrenkodex anstrebt, zu sprechen, überwiegen. Quellen dazu siehe im theoretischen Teil.

dass sich Migrant*innen einerseits integrieren sollen und dass politische Akteur*innen andererseits nur mangelhafte Voraussetzungen schaffen, eine solche Integration⁶ durch Migrant*innen und Mehrheitsgesellschaft in Österreich zu ermöglichen. Nachdem in den letzten Dekaden der Migrationsforschung in Analysen vermehrt auf die Darstellung/(Re)Präsentation von Migrant*innen und Migrationsthemen eingegangen wurde, wird der Fokus dieser Arbeit auf den Re-, bzw. den Pro-Aktionen der Migrant*innen in Österreich liegen, welche gezwungen sind, mit dieser Lebensrealität umzugehen.

Migrant*innen in Österreich nehmen auf verschiedenen Ebenen am derzeit herrschenden Diskurs über Migrationsthemen teil. Einer jener von Migrant*innen institutionell organisierten Diskursteilnehmer*innen ist M-Media, Verein zur Förderung interkultureller Medienarbeit. Die Zielsetzung des Vereins wird auf der Homepage als folgt beschrieben: „Unser Ziel ist es die Bilder von Migrantinnen und Migranten und den sie betreffenden Themenfeldern durch aktive Teilnahme der Betroffenen am Kommunikationsprozess der Mainstream Medien umfassend und zunehmend mitzugestalten.“ (M-Media 2013a). Durch ein, von Simon Inou initiiertes, Kooperationsprojekt zwischen M-Media und „diePresse“ konnten Journalist*innen von M-Media im Zeitraum von 2008 bis 2012 jeweils eine Seite im Chronikteil der Mittwoch-Ausgabe von „diePresse“ zu Migrationsthemen gestalten. Diese Seite - im Jahr 2012- soll neben theoretischen und praktischen Erörterungen zu dem Projekt und seinen Rahmenbedingungen den Analysegegenstand dieser Arbeit darstellen. Die Teilnehmer*innen von M-Media benannten die Seite „Integrationsseite“, während Journalist*innen von „die Presse“ sie als „Migrant*innenseite“ abspeicherten. Ich werde die Bezeichnung der Teilnehmer*innen von M-Media übernehmen, und im Folgenden von einer „Integrationsseite“ sprechen.

Im Rahmen der Analyse der „Integrationsseite“ und seiner Einbettung in strukturelle Mechanismen der Informationsherstellung komme ich zu der Hinführung zur **Fragestellung**.

Welche „Wirklichkeit“ wird *in* und *durch* die „Integrationsseite“ konstruiert?

Spreche ich von der „Wirklichkeit“ *in* der „Integrationsseite“, so meine ich damit das *präsentierte* Bild, das in den Artikeln produziert wurde, also welche Bereiche thematisiert, und wie Migrant*innen in der Seite dargestellt wurden. Dies wird anhand einer Qualitativen Inhaltsanalyse eruiert werden. Spreche ich hingegen von der Wirklichkeit, die *durch* die „Integrationsseite“ produziert wurde, so meine ich das *re-präsentierte* Bild, also die in die für Rezipient*innen

⁶ Ich verwende hier die Mehrzahl Integrationen, da es sich um einen fließenden Prozess handelt, der auf vielen Ebenen abläuft und Gestaltung findet, jedoch nie als abgeschlossen gelten kann.

wahrgenommene „Wirklichkeit“ in welche die Autorschaft des Artikels mit einfließt. Ich unterscheide diese beiden Komponenten in dieser Arbeit (und führe sie zusammen), um zum Ausdruck zu bringen, dass die Migrationsberichterstattung im österreichischen, wie auch im gesamteuropäischen Kontext fast gänzlich einer Fremddefinition unterlag. Migrant*innen sind personell so gut wie gar nicht in den Redaktionen von Medien vertreten, obwohl der Anteil der Migrationsberichterstattung und der damit verbundenen rassistischen Diskriminierung einen großen Teil der Berichterstattung ausmacht.

Die „Wirklichkeit“, die *durch* die „Integrationsseite“ *selbst ermächtigt* und *selbst definierend* produziert wurde kann im poststrukturalistischen Sinne aber nur durch ihren Entstehungshintergrund und ihren Kontext verstanden werden, darum wird in dieser Arbeit auch darauf einzugehen sein, inwiefern Migrant*innen in den Redaktionen der Medien selbst (diskursiv) Texte produzieren. Die Präsenz von Migrant*innen in den Produktionsbetrieben stellt in diesem Kontext einen nicht zu vernachlässigenden Beitrag zur Wahrnehmung einer „Wirklichkeit“ von und über Migrant*innen in der öffentlichen Sphäre (und somit auch zur Beantwortung der Forschungsfrage) dar.

Die dominierende Berichterstattung über Schwarze Menschen, welche negativ behaftet ist, reproduziert *weiße* Vormachtstellung und stellte somit eine weitere Ursache meiner Auseinandersetzung mit „Selbstermächtigungsprozessen“ der Betroffenen⁷ dar. Als Nächstes wurde ich auf eine Veranstaltung, die von der Afrika Vernetzungsplattform – AVP Österreich initiiert wurde, aufmerksam. Bei der Internationalen Konferenz „Entwicklung entwickeln“, welche in englischer und französischer Sprache im Karl-Renner-Institut vom 14.-15. März 2013 abgehalten wurde, trafen afrikanische Akteur*innen verschiedenster *Nationalitäten*⁸ der europäischen Diaspora aufeinander, um über Strategien der Selbstermächtigung zu diskutieren, sich zu vernetzen und konkrete Handlungsschritte sowie Kooperationen zu planen. Obwohl der Fokus der Veranstaltung für mich persönlich zu stark auf ökonomische Sachverhalte gerichtet war,⁹ fand ich neben Vorträgen und Diskussionen über verschiedenste Initiativen und Organisationen, die sich auf verschieden

7 Der Begriff „Betroffene“ wird in der Arbeit ohne Anführungszeichen verwendet. Dabei beziehe ich mich auf die Selbstwahrnehmung von Akteur*innen von M-Media, da von diesem Begriff auch auf der Homepage in dieser Form Gebrauch gemacht wird. An anderen Stellen spreche ich von „rassistisch Diskriminierten“.

8 An dieser Stelle stelle ich das Konzept der Nation in Frage, besonders weil die Grenzen derzeit definierter *Nationen* u.a. auf dem afrikanischen Kontinent ihren Ursprung im europäischen Kolonialismus haben, *weiße* (Definitions-)Macht sich also auch in diesem Rahmen manifestiert.

9 Ökonomische Faktoren (welche der - wie mir schien - individuellen Ermächtigung, bzw. Machterhaltung mehr dienen sollten, als der kollektiven „Entwicklung“ afrikanischer (Diaspora-) Gesellschaften) spielen, wie wir auch im Laufe dieser Arbeit immer wieder sehen werden, natürlich eine sehr wichtige Rolle. Besonders im europäischen kapitalistischen System steht oder fällt damit der Zugang zu „strategischen Orten“ der Selbstermächtigung, der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, Projekte umzusetzen und muss deshalb (bisher) Teil der Selbstermächtigung sein.

Ebenen organisierten und für die politischen, ökonomischen und sozialen Rechte einsetzten auch in dem Workshop „Medien als Instrumente der Entwicklungsprozesse“ förderliche Anregungen, die meinen Forschungsprozess stark beeinflussten. Mein persönliches Interesse galt der „Darstellung“ von AfrikanerInnen in der öffentlichen Sphäre, auf allen Ebenen wie z.B. Plakatwerbungen, Medien, etc. Bei der Literaturrecherche stieß ich auf das 2013 erschienene Buch „Afrika! Plädoyer für eine differenzierte Berichterstattung“ von Martin Sturmer, welches meinen Fokus auf medial hergestellte Öffentlichkeit führte. Außerdem waren mir Aktivitäten und Projekte von Simon Inou (der Film „Fest des Huhns“, die „no mohr-Kampagne“, etc.) immer wieder untergekommen und die von ihm gegründete Selbstorganisation M-Media seit langem bekannt. Als nächstes durchforstete ich die Homepage, durch welche ich auf das Kooperationsprojekt von M-Media mit der österreichischen Tageszeitung „die Presse“ aufmerksam wurde. Zu diesem Zeitpunkt war ich in meinem Forschungsprozess auf der Suche nach einem konkreten Analysegegenstand und so entschied ich mich, die „Integrationsseite“, die zu einem späteren Zeitpunkt noch vorgestellt werden soll, als solchen zu wählen. Damit ging aber auch einher, dass ich mich nicht mehr mit der Darstellung Schwarzer Menschen, sondern mit dem Diskurs über Migrant*innen zu beschäftigen begann. Ich war mir bewusst, dass „Migrant*innen“ einen diskursiven Begriff darstellte,¹⁰ der eine sehr heterogene und diverse Gruppe bezeichnet und dies zu Schwierigkeiten der Definitionen und Bezeichnungen in dieser Arbeit führen würde. Dennoch war und bin ich davon überzeugt, dass die „Integrationsseite“ einen adäquaten Analysegegenstand für mein Forschungsinteresse darstellt, weil anhand des Kooperationsprojekts die sozialen Prozesse in einem diskursiven Feld sich konstituierender Macht, bzw. Ermächtigung untersucht werden können. Umso mehr gilt es, die (bereits vielfältig verwendeten) Begriffe und Konzepte in dieser Arbeit „technisch“ zu definieren, bzw. zu erörtern wen und was ich damit meine – und auch nicht meine – möglichst genau zu klären. M-Media ist ein Verein von Migrant*innen, welche auf verschiedenen Ebenen (community-bezogen als auch transkulturell) aktiv daran arbeiten, die Darstellung von Migrant*innen in Österreich und mittlerweile durch Netzwerke im gesamten deutschsprachigen (europäischen) Raum bewusst selbst zu gestalten, und gleichzeitig die Medienlandschaft in Österreich umstrukturieren zu versuchen.

Texte, die diskursiv zur Ausübung von Macht beitragen, können also soziale Praxen legitimieren. Dabei spielt der Zugang zu Präsentationsflächen, welchen erneut Macht inhärent ist, eine große Rolle. In dieser Arbeit möchte ich aber weniger diese Prozesse durch theoretisches und methodisches Werkzeug dekonstruieren, sondern mich vielmehr darauf konzentrieren und

10 ..der die Begriffe „Gastarbeiter“, „Ausländer“ ablöste und im jetzigen Diskurs von dem Begriff „Menschen mit Migrationshintergrund“ abgelöst zu werden beginnt: ausführliche Diskussion siehe in Kapitel 2 dieser Arbeit

fokussieren, welche Möglichkeiten die mit dieser „diskursiven Macht“ konfrontierten Subjekte ergreifen, um dem derzeit vorherrschenden Diskurs durch die kollektive Produktion von Praxen und Texten entgegen zu wirken und somit die Verantwortung für sich selbst und ihre Position in diesen Strukturen übernehmen.

Dies war der Ursprung, der diese Arbeit zu dem macht, was sie geworden ist: ich fasste diese kollektive Produktion von Praxen und Texten unter den Begriffen „Strategien und Maßnahmen“ zusammen und begann, mich auf die Suche nach diesen „Strategien und Maßnahmen“ von Migrant*innen zu machen. Dabei ging es mir zunächst darum, wie Migrant*innen sich mit diesen Diskurse auseinandersetzen, wie sie darauf re-agierten und vor allem, wie und wodurch Migrant*innen „pro-aktiv“ Diskurse schufen und schaffen, um der hegemonialen Logik, die die diskriminierenden Diskurse durchzieht zu durchbrechen und „Präsentationsflächen“ für neue Wege zu schaffen. Im Laufe meiner theoretischen und methodischen Felderkundung kam mir der Ausdruck Gutiérrez Rodríguez als dies beschreibend, sehr zutreffend entgegen und lenkte meine Aufmerksamkeit erneut auf die Möglichkeiten, mit Sprache zu spielen, bzw. Sprache und Texte bewusst als Praxis des Widerstands zu verstehen. Gutiérrez Rodríguez schreibt jedenfalls in dem Text über „(...) Artikulationspraktiken von Minorisierten, die die herrschenden Räume des Sprechens mit ihrer Praxis konfrontieren, sie durchkreuzen, durcheinander wirbeln und >betriebsuntauglich< zu machen.“ (Gutiérrez Rodríguez 2003: 19). Der Einsatz von Sprache wird in dieser Arbeit also als ein sehr machtvoll Instrument und somit als „Widerstand“ verstanden. Anmerken möchte ich noch, dass ich mich daran störe, erneut kategorisieren zu müssen, dies aber im Interesse der Wissenschaftlichkeit unumgänglich ist.

Als **Forschungsfeld** werden hier medial hergestellte Öffentlichkeiten verstanden, den **Forschungsgegenstand** stellt M-Media und seine auf mehreren Ebenen stattfindende Proliferation diskursiven Materials dar und im Rahmen dessen fungiert als **Analysegegenstand** die „Integrationsseite“ im Jahr 2012, die im Kooperationsprojekt von M-Media mit „die Presse“ entstanden und wöchentlich im Chronikteil „die Presse“ publiziert worden ist.

Zur Beantwortung der Forschungsfrage erscheint mir der Zugang auf mehreren Ebenen als notwendig. Es wird mir ein Anliegen sein, nicht nur die Themenfelder der „Integrationsseite“ herauszuarbeiten und sie auf die angestrebte „differenzierte Berichterstattung“ zu überprüfen, sondern den Prozess der Entstehung jener Seite und die komplexen Zusammenhänge von Rahmenbedingungen und Prozess in diese Arbeit mitzudenken und einzuarbeiten. Bei dieser Vorgehensweise stütze ich mich auf theoretische Darlegungen, dass besonders bei Bekämpfung von

Rassismus ein Übergreifen von Theorie und Praxis zur erfolgreichen Umsetzung notwendig ist.

Die Implementierung einer „neuen“, „differenzierten“, „kritischen“ Darstellung von Migrant*innen erfordert auf Makroebene strukturelle medienpolitische Maßnahmen (Diversität,...), auf Mesoebene einen aktiven Prozess (Campaigning, Förderung, Journalist*innen Redaktionen zu bringen) und auf Mikroebene eine theoretische Auseinandersetzung, *inhaltlich* (Welches Bild soll produziert werden? Ist „kritischer Journalismus“ gefragt? Was ist eine „Informationsumkehrung“ und wie genau wird diese definiert?), als auch *strukturell* (was bedeutet *white* Supremacy für sich in hierarchischen Systemen befindende Personen(gruppen)?).

Dazu werde ich im ersten Kapitel den Methodologischen Zugang erklären und im zweiten Teil die wichtigsten Begriffe klären, sowie den erkenntnistheoretischen Zugang erläutern. Nachdem das methodische und theoretische „Handwerkszeug“ klar gemacht wurde, werde ich im dritten Teil auf medial hergestellte Öffentlichkeiten eingehen und versuchen, die Rolle von Migrant*innen in der Schaffung von Öffentlichkeit heraus zu arbeiten.

Im anschließenden vierten Teil wird auf Gegenhegemoniale Diskurse durch die Erarbeitung anti-rassistischer Auseinandersetzungen mit dem herrschenden Migrationsdiskurs, sowie auf Selbstorganisationen und Neue Medien eingegangen, wodurch Migrant*innen auf theoretischer Ebene praxisrelevant Arbeiten und kollektiv selbst definierte Inhalte in den Diskurs implementieren.

Im fünften Teil rückt das Kooperationsprojekt, welches in allen Kapiteln zur Veranschaulichung und Erklärung diente, einer Analyse unterzogen. Dafür wurde das Produkt der Kooperation, die Artikel auf der Integrationsseite von 2012 ausgewählt und einer Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring unterzogen. Im Schlussteil versuche ich, die gewonnenen Erkenntnisse zusammen zu führen und eine Erklärung über die konstruierte Wirklichkeit und ihre Bedeutung *für* und *von* migrantische(n) Kämpfe(n) in hegemonialen Diskursen erklären, als auch ein Ausblick geben.

1 Methodologischer Zugang

Zunächst ist zu klären, mit welchem methodischen Handwerkszeug ich mich dem Forschungsfeld nähere, um die Forschungsfrage differenziert bearbeiten und beantworten zu können. Die Methode war nicht von Beginn des Forschungs- und Erkenntnisprozesses definiert, sondern entwickelte sich zu einem Zeitpunkt, an welchem die Homepage von M-Media durchstöbert, die Literaturrecherche begonnen und auch die Festlegung des Analysegegenstandes bereits entschieden war. Dadurch, dass der Prozess dieser Diplomarbeit ein sich spiralenförmig entwickelnder, lange andauernder war, bzw. ich im Grunde einen „Beginn“ als solchen zeitlich nicht mehr zu verorten vermag, kann bezüglich der Literaturrecherche gesagt werden, dass diese indirekt bereits vor mehreren Jahren begann. Nachdem ich eher zufällig über die „Grounded Theory“ gestolpert bin, und deren Zugang zu Forschungsfeldern auf erkenntnistheoretischer Ebene für mich geklärt war, stellte ich fest, dass sie mein Anliegen, die sozialen Prozesse im Forschungsfeld differenziert zu analysieren, durch ihren methodischen Zugang erfüllen konnte. Besonders der beständige Dialog zwischen Empirie und Theorie war von mir ohnehin im Prozess des Erarbeitens dieser Arbeit praktiziert worden. Die von Glaser und Strauss entwickelten Schritte, welche im Folgenden Unterkapitel erläutert werden, waren sehr hilfreich zur Umsetzung dieses Projekts.

1.1 Grounded Theory

Die Grounded Theory wurde Ende der 1960er Jahre von Glaser und Strauss entwickelt. Ihr revolutionärer Zugang war, dass erst durch den empirischen Zugang und intensiver Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld eine Theorie generiert werden kann, welche die komplexen sozialen „(...) Handlungen als ganzheitlichen Prozess (...)“ (Alheit 1999: 4) verstehen und erklären kann. Der sozialwissenschaftliche Diskurs war geprägt von Theoretikern der „Grand Theories“, welche Glaser und Strauss als „theoretische Kapitalisten“ in der Hinsicht kritisieren, als sie ihre bereits angenommenen Hypothesen lediglich beweisen wollen. Empirische Forschung diene in diesem Sinne lediglich der „Proletariatsarbeit“ als sie nur „(...) künstlich isolierte Variablen, die mit wirklichen Vorgängen u.U. gar nichts mehr zu tun hatten.“ untersuche (ebd.: 2) und somit den Kontakt zur Realität verlor.

„Hypothesen zu generieren heißt, sie im empirischen Material zu verankern – nicht, genug Material anzuhäufen, um einen Beweis führen zu können.“ (Glaser/Strauss 2005: 49) Diese Reproduktion von Wissensgenerierung wollten Glaser und Strauss durch die Entwicklung der Grounded Theory

durchbrechen, als sie sich für ein Forschungsverfahren einsetzen, welches davon ausging, dass sich „(...) der Erkenntnis- und Entdeckungsvorgang nicht linear von einer Stufe zur anderen fortbewegt (...)“, (Alheit 1999: 3) sondern sich im Forschungsprozess entwickelt.

Glaser und Strauss nennen dies auch „Theoretisches Sampling“ und meinen damit den „(...) Prozess der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächstes erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind. Dieser Prozess (...) wird durch die (...) Theorie *kontrolliert*.“ (Glaser/ Strauss 2005: 53)

Die Grounded Theory fordert demnach klar eine Offenheit zum Feld und denkt gleichzeitig auch die Einschränkungen durch die subjektive Position der Wissenschaftler*innen in den Forschungsprozess mit ein. Unsere Sozialisation, unsere Position in einer Gesellschaft, etc. beeinflussen unsere Alltagserfahrungen und unsere Wahrnehmung von Zusammenhängen.

Scheint die Grounded Theory als Methode zur Generierung der Theorie bisher etwas vage, so verweisen Glaser und Strauss auf mehrere Schritte im Zugang zum Feld, in welchen ein ständiger Vergleich, (Selbst-)Reflexion und Dialog zwischen Empirie und Theorie stattfinden:

1.) Sensibilisierendes Konzept und Felderkundung, 2.) Kontakt zum Feld von außen nach innen, 3.) Methodenwahl, 4.) theoretisches Sampling und erste Datenerhebung, 5.) Kodierprozess, und 6.) Entfaltung einer „gegenstandsbezogenen Theorie“.

1.1.1 Sensibilisierendes Konzept und Felderkundung

Mit „sensibilisierendem Konzept“ ist gemeint, dass Reize, welche einem im Forschungsprozess begegnen *durch* die Reflexion und *in* die Reflexion integriert werden und so für den Fortgang des Forschungsprozesses wichtig sind. In gewissem Sinne sind diese Reize für den Fortgang des Prozesses wichtig und leitend, will man Handlung(en) als „ganzheitlichen Prozess“ analysieren (vgl. Alheit 1999: 4). Folgende Abbildung, die von Alheit entnommen wurde, veranschaulicht den Prozess, Reize wahrzunehmen und in den Erkenntnisprozess mit einzudenken sehr gut. Demnach bestimmt das Forschungsfeld selbst, welche Wege der/die Forscher*in gehen wird und welche Begriffe wichtig sind.



Abb.1: Alheit 1999: 4

Durch einen sensiblen Umgang mit dem empirischen Feld und einem ständigem Dialog mit der Theorie soll der/die ForscherIn zu einer gegenstandsbezogenen Theorie führen. Um den Fokus auf die Forschungsfrage zu konzentrieren, sind gewisse hypothetische Vorannahmen über das Feld notwendig und sinnvoll, eine „geplante Flexibilität“ meint aber, dass sich diese Vorannahmen im Prozess verändern können.

1.1.2 Kontakt zum Feld von Außen nach Innen

Glaser und Strauss sehen Forschungsfelder wie Landschaften, von welchen sich zunächst ein allgemeines Bild zu machen ist. Die sozialen Rahmenbedingungen und Interaktionen, als auch Hierarchien und Rollendifferenzierungen im Feld verhelfen dem/der Forscher*in, sich zunächst ein Bild zu machen, um erst viel später auf die konkrete Fallebene einzugehen. Die Autoren argumentieren, dass die Makro-, Meso- und Mikroebenen sehr stark interagieren, in der Forschung dennoch separat voneinander untersucht werden sollten, um sie in der Interpretation und zu generierenden Theorie zusammen zu führen (vgl. ebd.: 10). Diese Vorgangsweise wird auch in dieser Arbeit ihre Umsetzung finden.

1.1.3 Methodenwahl

Nachdem ein sensibilisierendes Konzept erstellt und erste Annäherungen an das Forschungsfeld getätigt wurden, kann bestimmt werden, mit welchen Methoden die Beantwortung der Forschungsfrage umsetzbar ist. Glaser und Strauss argumentieren, dass Felder, in welchen geforscht wird, dem/der Forscher*in zunächst möglicherweise unbekannt sind und darin bestimmte Regeln und Ordnungen funktionieren können, die für den/die Forscher*in zunächst nicht nachvollziehbar sind. Um diesem Problem entgegen zu treten schlagen Glaser und Strauss die „Methode des ständigen Vergleichs“ vor (vgl. Glaser/Strauss 2005: 111ff). „Während Sie ein Vorkommnis für eine Kategorie kodieren, vergleichen Sie es mit vorhergehenden Vorkommnissen in derselben wie auch in anderen Gruppen, die zu der gleichen Kategorie kodiert wurden.“ (ebd.: 112). Besteht in der Grounded Theory eine Affinität zu qualitativer Forschung, sind laut Alheit im Zuge der Grounded Theory auch quantitative Teilforschungen möglich, dabei erwähnt Alheit z.B. die „Triangulation“.

1.1.4 Theoretisches Sampling und Datenerhebung

Im nächsten Schritt erfolgt eine erste Datenerhebung, mit welcher, wie die Autoren meinen, man während des Studiums des Forschungsfeldes und der Theorie gleichzeitig analysiert, kodiert und reflektiert. Dadurch und durch den Dialog zwischen Empirie und Theorie kristallisieren sich

prozesshaft Kodiereinheiten heraus, die im darauffolgenden Schritt fixiert werden. Das Anliegen der Grounded Theory ist nicht, durch quantitative Analysen zu Durchschnittswerten in dem Forschungsfeld zu gelangen, sondern „wirkliches Handeln“ in „natürlichen Situationen“ zu verstehen (vgl. Alheit 1999: 12). Der Anspruch, „wirkliches Handeln“ darzustellen wird später unter konstruktivistischen Zugängen zu „Wirklichkeit“ noch diskutiert. Dennoch ist im Rahmen der Datenerhebung, welche bis zuletzt nicht als abgeschlossener Vorgang betrachtet werden kann, beabsichtigt, den spezifischen Analysegegenstand im Rahmen des Forschungsfeldes - also seines Kontextes - nachvollziehbar zu machen.

1.1.5 Kodierprozess und Generierung der Theorie

Der Kodierprozess begleitet ForscherInnen ab dem ersten Zugang zum Feld. Aufzeichnungen, die ForscherInnen während der Felderkundung und Erarbeitung der Theorie unternehmen, können für die zu anwendenden Kodiereinheiten eine wichtige Rolle spielen. Dieser Prozess durchläuft zunächst die Phase des „offenen Kodierens“, um in der zweiten Phase „axial zu kodieren“. Die „gegenstandsbezogene Theorie“ die im Zuge dieses Zugangs generiert werden soll, erfolgt danach durch das „selektive Kodieren“.

1.2 Zugang zum Forschungsfeld

Das Kooperationsprojekt von der Selbstorganisation M-Media und der Tageszeitung „die Presse“ verbindet verschiedene Ebenen. Dem Zugang zu „die Presse“ als „strategischem Ort“ um selbst definierte Inhalte in eine breite Öffentlichkeit zu tragen lag ein aktiver Prozess von Migrant*innen zu Grunde. Im Zuge des Projekts erkämpften sich die Journalist*innen von M-Media die Möglichkeit, wöchentlich im Chronikteil von „die Presse“ eine Seite mit diskursivem Material zu füllen und ihre Perspektive einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Wahl der Themen als auch die Art und Weise ihrer Ausformulierung und konkreten Darstellung auf der „Integrationsseite“ unterlag einer ständigen Reflexion, die durch regen Austausch unter den Teilnehmer*innen als auch auf den zwei Mal im Monat stattfindenden Redaktionssitzungen ihren Ausdruck fanden. Die Grounded Theory wird es mir erlauben, diese Ebenen, in welchen das Kooperationsprojekt und die auf der „Integrationsseite“ konstruierte „Wirklichkeit“ verortet werden kann, zusammen zu denken. Im Rahmen dieses Zugangs ermöglichen es mir eine Qualitative Inhaltsanalyse (der Artikel in der „Integrationsseite“ vom Jahr 2012) in Kombination mit Expert*inneninterviews und der Einbeziehung der strukturellen Rahmenbedingungen, die „konstruierte Wirklichkeit“, die das Kooperationsprojekt darstellt, ganzheitlich erfassen zu können.

Nachdem ich mich auf meine Forschungsfrage, welche Wirklichkeit *in* und *durch* das Kooperationsprojekt durch M-Media im Jahr 2012 (durch das Kooperationsprojekt mit „die Presse“) konstruiert wurde fokussiert habe, näherte ich mich dem Forschungsfeld zunächst durch Studieren der Homepage von M-Media, auf der wichtige inhaltliche Anhaltspunkte zu finden waren. Die „Integrationsseite“ wurde in „die Presse“ publiziert, ist also in der Nationalbibliothek, als auch auf der Homepage von M-Media öffentlich zugänglich. Ich entschied mich, die Artikel der „Integrationsseite“ vom Jahr 2012 einer Analyse hinsichtlich der konstruierten „Wirklichkeit“ zu unterziehen, was sich während der Analyse als sehr förderlich entpuppte, als im Jahr 2012 Besonderheiten zu kennzeichnen sind, die für diese Arbeit sehr interessant erscheinen. Die „Integrationsseite“ erschien von 2008 bis 2012 (fast) jeden Mittwoch im Chronikteil der Zeitung „die Presse“ erschien. Die überregionale, österreichische Tageszeitung „Die Presse“ gehört zur Styria Media Group und vertritt eine bürgerlich-konservative und wirtschaftsliberale Auffassung. Als nächstes wurde die Selbstorganisation „M-Media“ telefonisch kontaktiert, das Erstgespräch erfolgte mit Geschäftsführer Simon Inou, welchem ich mein Forschungsvorhaben unterbreitete und um ein (Expert*innen-) Interview bat. Begleitet war dieser Prozess von einer ständigen Literatur-Recherche und der intensiven Auseinandersetzung mit den Artikeln, wodurch eine ganzheitliche Erfahrung des Forschungsfeldes möglich war.

Relativ bald stellte sich heraus, dass das „Bild“, wie Migrant*innen dargestellt werden wollen in unmittelbarem Zusammenhang damit stand/ steht, dass eine differenzierte Darstellung zunächst den Zugang zu „strategischen Orten“ verlangt, welcher erkämpft werden muss. Die „Integrationsseite“ ermöglichte es den Migrant*innen, kollektiv in österreichischen Medien Texte über aktuelle Themen zu positionieren, die ihnen wichtig erschienen. Dieser Prozess der Selbstermächtigung trägt einen nicht zu vernachlässigenden Teil der durch und in der „Integrationsseite“ entstandenen, bzw. konstruierten „Wirklichkeit“ bei, da die Rahmenbedingungen zu einem gewissen Teil die journalistische Arbeit beeinflusste. Als Beispiel sei hier ein Faktor genannt, wie die Finanzierung der Kooperation, die den Handlungsspielraum der Journalist*innen im Bezug auf Themenwahl und Repräsentationsfläche beeinflusst haben, wie wir später sehen werden. Darauf wird weiter unten noch eingegangen. Im Folgenden soll der methodisch transdisziplinäre Zugang zur Erarbeitung dieser bestimmten Studie erläutert werden.

1.3 Das „Medium“ von M-Media: Homepage und Literaturrecherche

Viele Studien beschäftigen sich bereits mit Potentialen neuer Informationstechnologien zur

Kommunikation und Öffentlichkeitswirksamkeit verschiedener Interessensgruppen. Das Internet bietet umfassende Möglichkeiten, ein breites Publikum rasch und aktuell zu informieren und Diskussionen voranzutreiben. Verwendeten Interessensgemeinschaften zuvor vermehrt Broschüren, Folder oder eigens produzierte Zeitungen zur Etablierung ihrer Meinungen im öffentlichen Diskurs, so spielt zu Beginn des 21. Jh. das Internet eine Vorreiterrolle in Bezug auf Öffentlichkeitswirksamkeit. Die Homepage von M-Media hat einerseits und vorrangig zum Ziel, gesellschaftspolitisch relevante Debatten über Migration zu thematisieren, gleichzeitig finden sich auch Informationen über Strukturen des Vereinslebens. Ersteres funktioniert wie eine Onlinezeitung, in welcher differenzierte Beiträge zu verschiedensten Themen journalistisch erarbeitet und online gestellt werden, Zweiteres gibt Auskunft über die Zielsetzungen der Selbstorganisation, konkrete Projekte und Evaluationen. Auch dieser Prozess war begleitet von einer ständigen Literaturrecherche bezüglich der Gegenpositionen von Migrant*innen, also wie Migrant*innen dargestellt werden wollen.

1.4 Qualitative Inhaltsanalyse der „Integrationsseite“ vom Jahr 2012

Die Entscheidung, ein Jahr des über etwa fünf Jahre laufenden Projekts zu analysieren war eine pragmatische, weil es mir durch die ergänzenden Expert*inneninterviews möglich sein wird, nicht nur die „konstruierte Wirklichkeit“, die Migrant*innen hier repräsentieren, aufzuzeigen, sondern diese auch als Produkt ihrer Entstehungsgeschichte und Rahmenbedingungen in einen kontextuellen Zusammenhang setzen zu können. Ich werde die Qualitative Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring anwenden, welcher eine Analyse des Materials in mehreren Schritten vorschlägt. Nach einer Vorstellung des Beispielmaterials in welcher ein genauer Überblick über den zeitlichen und örtlichen Rahmen gegeben wird, ist das Material einer Quellenkritik zu unterziehen. Dabei soll darauf eingegangen werden, inwiefern das Material aussagekräftig ist und von wem, unter welchen Bedingungen die Texte produziert worden sind. Im Zuge dessen spielen die Verfasser*innen, ihr jeweiliger emotionaler und kognitiver Handlungshintergrund, als auch die Motivation für die Produktion der Texte und die beabsichtigte Zielgruppe, für die das Material verfasst wurde, eine große Rolle. Als nächstes sollen die formalen Charakteristika des Materials beschrieben werden, also in welcher Form das Material vorliegt, inwiefern es (öffentlich) zugänglich ist, bzw. wie das Material erhoben wurde. Nachdem diese Rahmenbedingungen geklärt wurden, kann anhand der Fragestellung der Analyse inhaltlich auf die Texte eingegangen werden.

Der nächste Schritt stellt den Ablauf der Analyse dar, in welchem die Kodiereinheiten und Kontexteinheiten festgelegt werden und im Folgenden die Auswertungseinheiten, welche Textteile

jeweils nacheinander ausgewertet werden sollen. Auf die genauen Kodiereinheiten soll an konkreter Stelle der Vorstellung des Forschungsmaterials genauer eingegangen werden. Außerdem ist an dieser Stelle zu notieren, dass eine Analyse der veröffentlichten Bilder den Rahmen dieser Arbeit sprengen würden und somit nicht einbezogen wurde (vgl. Mayring 2003).

1.5 Expert*inneninterviews

Um eine Vollständigkeit der Analyse zu gewährleisten, war es notwendig, Beteiligte des Kooperationsprojekts zu interviewen, um den Entstehungs- und Umsetzungskontext der „Integrationsseite“ nachvollziehen zu können. *Expert*inneninterviews* erweisen sich hier meines Erachtens als notwendig, als die Beteiligten am Projekt als Einzige die Expertise zu dem Projekt besitzen und Informationen weitergeben können, die ansonsten nicht zugänglich wären, bzw. auf welche in bestehenden Evaluationen nicht eingegangen wurde.

Die Auswahl des Expert*inneninterviews „(...) als Methode der qualitativen empirischen Sozialforschung, die auf das Wissen von Experten zielt, hat seit Beginn der 1990er Jahre einen erheblichen Aufschwung genommen.“ (Meuser/Nagel 2009: 35). Kennzeichnend bei Expert*inneninterviews ist, dass der/die Forscher*in den/die Expert*in für sein/ihr Feld identifiziert und die befragte Person dadurch Expertenstatus bekommt. Dennoch kann nicht für jeden Gegenstand eine beliebige Person als Expert*in sprechen, grundlegend verfügt ein/e Expert*in über ein Wissen, „(...) das sie zwar nicht notwendigerweise alleine besitzt, das aber doch nicht jedermann(/frau) in dem interessierenden Handlungsfeld zugänglich ist.“ (ebd.: 37).

Expert*inneninterviews stellen in dieser Arbeit eine unumgängliche qualitative Methode dar, weil das Wissen, das für die Beantwortung meiner Fragestellung allein durch die Expertise der weiter unten angeführten Personen generiert werden kann. Andere Quellen, wie Informationen auf der Homepage, Evaluierungen, etc., die konkret zu dem Kooperationsprojekt bestehen, beinhalten hilfreiche und aufschlussreiche Informationen. Das Forschungsinteresse liegt aber besonders bei der tatsächlichen Umsetzung des Projekts und der „Bilder“ die in und durch die „Integrationsseite“ definiert werden wollten, wozu nur die direkt daran beteiligten Personen Expertise vorzuweisen haben und über sonst unzugängliches Wissen verfügen.

Im Falle dieser Arbeit war Simon Inou jener Interviewpartner, der über die Rahmenbedingungen selbstorganisierten Arbeitens von Migrant*innen im österreichischen und europäischen Kontext, als auch den strukturellen Bedingungen der Selbstorganisation M-Media an sich Bescheid weiß. Um Expertise über das Kooperationsprojekt mit „die Presse“ selbst zu bekommen, habe ich Journalist*innen von M-Media, die das Projekt aktiv umgesetzt und mitgestaltet haben als

Expert*innen herangezogen, weil sie diejenigen sind, die konkret über den Ablauf der Zusammenarbeit, die Zielsetzungen der Durchführung und die zwischenmenschlichen Bedingungen während der Periode des Projekts Auskunft geben können. Erich Kocina, stellvertretender Ressortleiter des Chronikteils von „die Presse“, der das Projekt von Beginn an begleitet hat, wurde für ein Expert*inneninterview bezüglich der Sicht auf das Projekt seitens „die Presse“, als auch bezüglich der strukturellen Rahmenbedingungen in der Medienarbeit herangezogen, um die verschiedenen Perspektiven in der Gesamtanalyse berücksichtigen zu können.

Somit ist der methodologische Zugang und die Erklärung, inwiefern mit diesen Methoden an das Forschungsfeld herangegangen worden ist, geklärt. Ein weiterer wichtiger Schritt, um der Beantwortung der Fragestellung zu nähern, ist das „theoretische Handwerkszeug“, wie ich es hier bezeichnen will. Obwohl in der Einleitung schon ansatzweise beschrieben, bedarf es noch der Erklärung einiger wichtiger Begriffe und Konzepte. Diese werden unter dem nächsten Punkt, den „erkenntnistheoretischen Zugängen“ erarbeitet.

2. Forschungsleitende Erkenntniskonzepte und Vorstellung des Materials

„In medialen, wissenschaftlichen und politischen Diskursen produziertes Wissen bildet gesellschaftliche Wirklichkeit nicht ab, sondern ‚Wahrheit‘ wird durch bestimmte Diskursregeln erst hergestellt und ist zudem immer mit Machtwirkungen verknüpft.“ (Hennig/Kruse/u.a. 2011: 8)

Diese Annahme soll auch mich als Schreibende dieser Arbeit als roter Faden begleiten.

Bevor wir uns mit der Erläuterung der Forschungsfrage dieser Arbeit widmen, ist es notwendig, einige wichtige Begriffe und Konzepte zu klären. An dieser Stelle ist es wichtig festzustellen, dass diese Begriffe und Konzepte nicht hypothetisch angenommen und hier „eingefügt“ werden, sondern sich im Laufe des Forschungs- und Kodierprozesses entwickelten. Zur besseren Übersicht werden sie aber in diesem Teil der Arbeit zusammengefasst definiert und erklärt, damit weitere Ausführungen besser verstanden werden können, und auch die Möglichkeit besteht, bei Verständnisproblemen rasch auf diese Begriffe und Konzepte zurückgreifen zu können. Bei der Definition geht es nicht darum, die *eine* gültige „inhaltliche Bedeutung“ von Wörtern sprachlich zu füllen, sondern vielmehr darum, was ich, als schreibendes Subjekt dieser Arbeit unter diesen Begriffen (mich auf theoretische Zugänge beziehend) persönlich verstehe. Da dies dennoch einer klaren „technischen“ Eingrenzung entspricht, und die vielen anderen Lesarten ausgrenzt, stellt dieser Punkt sowohl eine Positionierung der Arbeit als von auch mir als schreibendes Subjekt dar. In dieser Arbeit werden mich theoretische Zugänge und Auseinandersetzungen der Postcolonial Studies als auch der Cultural Studies begleiten.

2.1 Postkoloniale Theorien

Unter „Postkolonialen Theorien“ wird ein transdisziplinärer wissenschaftlicher Zugang zur Auseinandersetzung mit kolonialen Vergangenheit(en) und ihren Nachwirkungen in Strukturen der Sprache, Institutionen, Geschichtsschreibung, etc. verstanden, bzw. wird die Ansicht, Kolonialismus sei bereits vergangen hinterfragt. Dabei sollen u.a. das „(...) Zusammenwirken von materiellen und diskursiven Bedingungen im Machen und Werden von Welt in Bezug auf das imperiale Projekt Europa aufgedeckt(.)“ werden (Gutiérrez Rodríguez 2003: 18). Ursprünglich waren es Theoretiker*innen der Literaturwissenschaften, die sich mit kolonialen Quellen kritisch auseinandersetzten und durch neue methodische Zugänge

begannen, in dem Material „zwischen den Zeilen“ zu lesen und hinterfragten, was als wissenschaftliche Quellen herangezogen werden kann (z.B. Oral History). Die bekanntesten Theoretiker*innen der Postkolonialen Theorie, oft als die „Holy Trinity“ bezeichnet, sind Edward Said, Homi K. Bhabha und Gayatri C. Spivak. Als Durchbruch dekonstruktivistischer Studien kann Said Werk „Orientalismus“ herangezogen werden, in welchem er ausführlich darauf eingeht, wie homogenisierende Konzepte des „Eigenen“ und „Fremden“ hegemoniale Strukturen manifestieren. Erst durch die Konstruktion eines unterlegenen „Anderen“ kann ein überlegenes „Eigenes“ konstruiert werden, Said arbeitet also heraus, dass Definitionen über „das Andere“ oft viel mehr über „das Eigene“ aussagen. Kritikpunkt innerhalb der Postkolonialen Studien und auch an Saids Werk war und ist die Ausblendung der Geschlechterfrage nach und während der Kolonialzeit (vgl. Castro Varela/ Dhawan 2005: 122). Said unterlässt es in seinem Werk vollkommen, auf sexistische Fixierungen innerhalb von Herrschaftssystemen zu blicken. Erst mit Spivak wird eine feministische Perspektive auf (post)koloniale Verhältnisse in die Postkolonialen Theorien eingebracht und auf die doppelte oder pluralistische Form der Unterdrückung eingegangen. Sie hinterfragt Dynamiken der Repräsentation und der Rolle und Position sogenannter Subalternen. In der Auseinandersetzung mit dem „vergeschlechtlichen subalternen Subjekt“ (vgl. Spivak 2008: 88) macht sie auf die mehrfache Unterdrückung der Frauen innerhalb hegemonialer Strukturen aufmerksam. Frauen seien einerseits einem ökonomischen Imperialismus zufolge Unterdrückungsmechanismen unterlegen und befinden sich außerdem als Teil patriarchaler Systeme mehrfach an ihnen zugewiesenen Orte verschrieben. Genderdynamiken funktionieren als eines der Instrumente zur (patriarchalen) Herrschaftssicherung.

2.2. Cultural Studies (Übersetzung als „Kulturwissenschaften“ ist problematisch)

Cultural Studies sind als ein kulturtheoretische, interdisziplinärer Ansatz zu verstehen, der im im anglo-amerikanischen Raum entstanden ist „(...) ein interdisziplinäres Feld, in dem bestimmte wissenschaftliche Unternehmen und Methoden miteinander konvergieren.“ (Hepp 1999: 16)

Wichtige Erkenntnisse, die sich im Rahmen dieser Arbeit heraus kristallisierten sind der „radikale Kontextualismus“ und interventionistische, wenn nicht gar politische Charakter. Deshalb, und weil der Entstehungshintergrund eine bedeutende Rolle bei der Konstitution sozialer Wirklichkeitn spielt (vgl. ebd.: 17), kann kein kulturelles Produkt oder keine

kulturelle Praxis ohne kontextuelle Zusammenhänge nachvollziehbar sein. Ob in Texten von „Aufständischen“ und „Rebellen“ gesprochen wird, oder von „Freiheitskämpfern“ und „Widerstandskämpfern“, sagt viel über die Person aus, die den Text verfasst hat und will gleichzeitig eine bestimmte Botschaft darüber vermitteln, wie die beschriebene Gruppe wahrgenommen werden soll. Somit ist Sprache extrem wertend, diese „Macht“ wird in Auseinandersetzungen der Cultural Studies transdisziplinär kritisch hinterfragt, dekonstruiert und entblößt. Theoretische Zugänge der Cultural Studies mit Stuart Hall als einen der bekanntesten Vertreter hinterfragen außerdem kritisch Konzepte wie „Kultur“ „Identität“ als diskursiv hergestellte hegemoniale Praxen und beschäftigen sich mit sogenannten kulturellen Kämpfen und Fragen der soziokulturellen Macht (vgl. ebd.: 14).

Mit **Re-Präsentation** wird in den Cultural Studies geprägt durch Hall die durch bewusst positioniertes diskursives Material hergestellte Konstruktion sozialer Wirklichkeit verstanden (vgl. ebd.: 36). Repräsentation wird also ausgeübt, indem mit Bedeutungen beladene Sprache dazu verwendet wird, Meinungen und Wahrnehmungen über Etwas oder Jemanden zu vermitteln.

„Representation is the production of meaning of the concepts in our minds through language. It is the link between concepts and language which enables us to refer to either the ‘real’ world of objects, people or events, or indeed to imaginary worlds of fictional objects, people and events.“ (Hall 1997a: 17).

In dieser Arbeit wird der Zusammenhang von Repräsentation und Macht insofern von Bedeutung sein, als hier v.a. die Macht gemeint ist, sprachlich vermittelte „Wirklichkeiten“ im öffentlichen Raum zu positionieren und damit Definitionen und Be-Deutungen über Gruppen von rassistisch diskriminierten Personen zu erzeugen.

Ansätze der Postkolonialen Studien als auch der Cultural Studies wurden kontinuierlich weiter entwickelt und in sich selbst kritisch diskutiert und gehen längst weit über literaturwissenschaftliche Analysen hinaus. Die Debatten wurden in Studien der Geschlechterforschung, der kritischen Migrationsforschung, der Critical *whiteness* Studies und vielen weiteren aufgenommen und erweitert. Analysen von Objekt(ivierung) und Subjekt(ivierung) finden beispielsweise auch in Untersuchungen von Darstellungen auf Bildern auf Plakaten (Anordnung, Auswahl der dargestellten Menschen) ihren Ausdruck.

2.3 Definition von Begriffen und Konzepten

von sogenannten *Geschlechtern*

Ich gehe davon aus, dass soziales und biologisches Geschlecht nicht bipolar ist, sondern dass es viele Formen dazwischen gibt. Die von mir zunächst gewählte Schreibweise mit dem groß gestellten „I“ (z.B. Migrant*in) ist dennoch problematisch, als diese „(...) männliche, pseudoneutralisierende Schreibweise (...)“ (Nduka-Agwu/ Lann Hornscheidt 2010: 36f) die Bipolarität „männlich“ und „weiblich“ im Grunde reproduziert. In dem bereits zitierten Werk „Rassismus auf gut Deutsch“ verwenden die AutorInnen beispielsweise den Unterstrich („_“) nach dem Wortstamm von Wörtern (z.B. Les_erin) um zum Ausdruck zu bringen, „(...) dass es nicht – räumlich gesprochen – eine Lücke zwischen einer angenommenen „genderspezifizierend männlichen“ und einer „genderspezifizierend weiblichen“ Appellation gibt, wie dies in der fixierten Verwendung des Unterstrichs wie in „Leser_in“ interpretiert werden könnte.“ (ebd.: 37). Weitere Formen, die Zweigeschlechtlichkeit als Kontinuum zu durchbrechen und die heterogenen Formen von *Geschlecht* Ausdruck zu verleihen findet in der flexiblen Verwendung des Unterstrichs („_“) ihren Ausdruck (z.B. Lese_rin oder Le_serin) (vgl. ebd.: 37). In diesen Schreibweisen zeigt sich erneut, dass Sprache (un)bewusst konstruiert wird, gleichzeitig aber viele Möglichkeiten aufgegriffen werden können, die vorurteils- und wertbeladenen Ausdrucksweisen herauszufordern und kreativ zu durchbrechen (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2003: 19, Nduka-Agwu/ Lann Hornscheidt 2010: 37, Ofuatex-Alazard/ Arndt 2011: 14).

Ich habe mich für die Schreibweise mit dem Stern „*“ entschieden um auf das große Spektrum „zwischen“ der Bipolarität von Geschlechtern hinzuweisen. *Kursiv* werde ich jene Begriffe kennzeichnen, die eine heterogene Gruppe durch einen Begriff homogenisierend verallgemeinern, solche Begriffe, die kritisch zu reflektieren sind (bzw. die Konzepte hinterfragen sollen) und *kursiv* markiere ich auch jene Wörter, die Formulierungen betonen sollen.

Ich werde in dieser Arbeit das Wort „reproduzieren“, bzw. „repräsentieren“ und „reproduzieren“, bzw. „re-präsentieren“ verwenden und >produziere< damit auch bewusst etwas. „re...“ bzw. „Re...“ ist ein lateinisches Präfix mit der räumlichen und zeitlichen Bedeutung „zurück“; wieder“ (Duden 2007: 880) und meint hier die Rück-Besinnung auf das

produzierende Subjekt, das den Text, den Inhalt produziert und präsentiert hat. Die Begriffe werde ich wechselnd wie folgt verwenden: **re-präsentieren** soll also das Subjekt in das Zentrum stellen, welches diskursives Material präsentiert. Diese Rückbesinnung, welche durch den Bindestrich ihren Ausdruck findet, soll gleichzeitig auch die damit einhergehende Wirklichkeit, dass dieses besagte Subjekt überhaupt erst in der Position ist, sich also an einem der „strategischen Orte“ befindet, um überhaupt *präsentieren* zu können, offenlegen. *re-präsentieren* soll in dieser Schreibform betonen, dass sich das Subjekt bereits die Macht angeeignet hat, definieren zu können. Wird **repräsentieren** ohne Bindestrich verwendet, so soll dies darauf hindeuten, dass besagtes Subjekt nicht bewusst diskursiv „Wirklichkeit“ produzieren will, während **präsentieren** in dieser Arbeit eine „Fremddefinition“, also das Sprechen *über* „Andere“ ausdrückt.

Bezug zur vorliegenden Studie

Diese theoretischen Zugänge sind in dieser Arbeit in der Hinsicht relevant, als die Darstellung von *Migrant*innen* im derzeit vorherrschenden (medialen) Diskurs zunächst problematisiert und in ihrem Entstehungskontext verstanden werden soll, um im Anschluss daran gegenhegemoniale Strategien und Maßnahmen von *Migrant*innen* besser nachvollziehen zu können.

Wir leben in einer Welt, in der eine kleine Gruppe von Menschen, die sich selbst als *weiß* definiert und wahrnimmt, Anspruch auf Vorherrschaft stellt. Diese Vorherrschaft äußert sich in rassistischen Strukturen, die institutionell, soziokulturell und individuell auf allen Ebenen komplex funktionieren und dadurch machtvoll agieren kann (vgl. z.B. Nduka-Agwu/ Lann Hornscheidt (2010) und Ofuatey-Alazard/ Arndt 2011). Zum Beispiel äußert sich diese Vormachtstellung dadurch, dass sie sogenannte „andere Gruppen“ aufgrund der Überlegenheit im Zugang zu Ressourcen (Ressourcen in ihrem weitesten Sinne) als „unterlegen“ definieren kann und sich somit „selbst“ als überlegen darstellt. Diese Praxen müssen nicht *offensichtlich*, sondern können unter Bezeichnungen wie „Entwicklungshilfe“ oder „Demokratisierung“ subtil ausgeübt werden und legitimieren die Machtausübung (Ausbeutung von Arbeitskraft, Rohstoffen, etc., indem sie diese z.B. als „Zivilisierungsmission“ darstellen. Inwiefern sich diese Machtausübung im Zuge der Globalisierung verselbstständigt hat, kann hier nicht thematisiert werden. Fakt ist allerdings, dass diese Vormachtstellung und die daraus folgenden rassistisch diskriminierenden Praxen zunächst legitimiert (da Machtausübung nur unter Konsensbildung einer breiten Bevölkerung aufrechterhalten werden kann), und durch bewusst

eingesetzte soziale Praxen manifestiert werden (legislative und judikative Maßnahmen spielen dabei u.a. eine maßgebliche Rolle, als definiert wird, was als „legal“/„illegal“, „rechtmäßig“/„kriminell“, etc. gilt). Eine dieser sozialen Praxen zur Aufrechterhaltung der Vormachtstellung erfolgt z.B. durch die Re-produktion rassistischer Sprachhandlungen (vgl. Nduka-Agwu/ Lann Hornscheidt 2010: 21). Theoretiker*innen der Postkolonialen Theorien als auch solche der Cultural Studies verorten Ursprünge dieser Vormachtstellung in kolonialen Strukturen die sich subtil und manifest bis in die Gegenwart durchziehen. Durch transdisziplinäre methodische Zugänge werden diese Zusammenhänge dekonstruiert um den systemischen Charakter dahinter zu entblößen und angreifbar zu machen. Ein weiterer Punkt, warum Zugänge der Postkolonialen Theorien und Cultural Studies in dieser Arbeit sinnvoll sind ist die ihnen inhärente poststrukturalistische Annahme, dass so etwas wie „Wirklichkeit“ und „Objektivität“ nicht existiert, sondern konstruiert wird. Je nachdem, welche Instanzen, Gruppen oder Subjekte¹¹ sich an jenen „strategischen Orten“ befinden, in denen sie eine Wirklichkeit über „die Anderen“ definieren können, wird durch diese Konstruktion Macht ausgeübt und legitimiert, so wie der systematische Charakter der Machtausübung reproduziert.

Wie gesagt befinden wir in einem rassistischen System *weißer* Vorherrschaft, wobei **weiß sein** in einem konstruktivistischem Verständnis eingebettet ist und kein Kennzeichen äußerer Erscheinungsform darstellt, sondern diesem vielmehr eine rassistisch begründeten Privilegierung inhärent ist (vgl. ebd.: 19). Die kursive Schreibweise *>weiß<* wurde im Rahmen der Critical *Whiteness* studies entwickelt. *Weiß*e Vorherrschaft äußert sich durch rassistische Strukturen, angelehnt an Hall wird in dieser Arbeit aufgrund seiner vielfältigen Erscheinungsformen auch von *Rassismen* gesprochen (vgl. Hall 1989 zit. nach Dobner 2010: 77). Rassismus an sich liegt einem europäischen Denken und dessen Kategorisierung zugrunde, welches Menschen aufgrund äußerlicher Merkmale individuell, institutionell und soziokulturell diskriminiert. Weiße Personen finden ihre strukturelle, (un)bewusste Privilegierung in genau diesem Fundament des Denkens, ohne sich dessen bewusst zu sein wieder. Gleichzeitig sind weiße Personen nie aufgrund dieser Erscheinungsform und der damit einhergehenden Wahrnehmung rassistisch diskriminiert worden (vgl. Nduka-Agwu/ Lann Hornscheidt 2010: 14). Diese weiße Herrschaftsausübung wird in dieser Arbeit auch

11

Dieser systematische Charakter der Machtausübung gilt meines Erachtens nicht nur für Gesellschaften und Bevölkerungsgruppen, sondern kann auch auf Ebene der Interaktion zwischen einzelnen Individuen übertragen werden.

unter den Begriffen **Hegemonie**, bzw. **hegemonial** zum Ausdruck gebracht. Hegemonie meint vereinfacht gesagt eine „(...) intellektuelle, kulturelle und politische Führung durch Konsensbildung.“ (Konrath 2008: 60). Der Begriff kulturelle Hegemonie erlangte v.a. durch den Theoretiker und Aktivisten Antonio Gramsci Bekanntheit und wurde u.a. auch vermehrt von Theoretiker*innen und Aktivist*innen der Postkolonialen Theorie und der Cultural Studies aufgegriffen. Kulturelle Hegemonie meint u.a., dass sich die Gedanken der herrschenden Klasse nicht nur in herrschender materieller, sondern auch herrschender geistiger Macht ausdrücken und manifestieren (vgl. ebd.: 29). Im Rahmen dieser Arbeit wird dies von Bedeutung sein, weil die Darstellung von Migrant*innen **diskursiv** auf mehreren Ebenen stattfindet und wirkt, u.a. findet die Darstellung von Migrant*innen in Schulbüchern und anderen kulturellen „Produkten“ (als geistige Macht) Ausdruck und konstruiert damit „Wirklichkeiten“ als auch die Wahrnehmung über „Wirklichkeiten“. Wie bereits angedeutet versuchen vorherrschende Gruppen immer – zur Aufrechterhaltung der Macht – die Zustimmung breiter Teile der (Welt-)Bevölkerung zu erlangen. Eine kulturelle Hegemonie kann aber nicht durch staatliche Institutionen allein aufrecht werden sondern bedarf gleichermaßen nicht staatlicher Institutionen wie Massenmedien und religiöser Gemeinschaften zur Durchsetzung und Manifestation der Macht (vgl. ebd.: 58). Institutionen wie Massenmedien tragen also – neben anderen Funktionen – zur Aufrechterhaltung von Macht bei, indem sie zu einem großen Teil Träger und Verbreiter von sogenannten Diskursen sind, mit welchen Konsens in der Bevölkerung hergestellt werden soll. Wie dies funktioniert wird im nächsten Teil erklärt, zunächst soll an dieser Stelle jedoch der Begriff Diskurs und seine Bedeutung für diese Arbeit definiert werden. Im Rahmen der Cultural Studies ist **Diskurs** „(...) ein in sich strukturierter, komplexer thematischer Zusammenhang, der in der gesellschaftlichen Praxis lokalisiert ist. Der Diskurs definiert die Möglichkeiten von Texten, die die gleiche Praxis ausdrücken bzw. als Repräsentanten der gleichen Praxis akzeptiert werden können.“ (Hepp 1999: 30). Der Begriff wird von vielen Theoretiker*innen auf Michel Foucault zurückgeführt, welcher in seinem Werk „Archäologie des Wissens“ beschreibt, dass sich Diskurse aus einer Vielzahl an Aussagen konstituieren, welche miteinander in einem „Bedeutungsnetz“ verbunden sind (vgl. Foucault 1992: 58). Diskurse sind also die Gesamtheit der Aussagen, Bilder und Hinweise zu einem Thema, die nicht als isolierte Phänomene verstanden werden können, sondern, miteinander verflochten bestimmte Wahrnehmungen prägen. Diskurse sind immer mit Macht verbunden, als die Positionierung von Diversem, diskursivem Materials des Zugangs zu Repräsentationsflächen bedarf. Hepp benennt dies die

„(...) Macht, Wissen zu produzieren und zu verbreiten.“ (Hepp 1999: 30). Dabei funktionieren und manifestieren sich Wahrnehmungen in der Sozialisation von Gesellschaften: „Durch sozialisierende Gespräche und Kinderbücher in der Kindheit, durch Schulbücher bis hin zu den verschiedenen massenmedialen, politischen, geschäftlichen und beruflichen Diskursen sind die Mitglieder *weißer* Gruppen und *weiße* Institutionen täglich in eine Vielfalt unterschiedlicher Diskurse verwickelt, die ihre Überlegenheit zum Ausdruck bringen und festigen.“ (Teun A. Van Dijk 1991: 8). In dieser Arbeit wird der Begriff fluktuierend und auch in Zusammenhang mit den Begriffen „strategische Orte“ und „Diskursproliferation“ verwendet. Diskurs(e) stellen die kollektive Positionierung von Texten, Aussagen und Darstellungen von „Wirklichkeit“ dar. Demnach ergreifen rassistisch diskriminierte Personen die Möglichkeit, in Diskurse zu treten und diese mit zu definieren, bzw. selbst zu definieren. **Diskursproliferation** bezeichnet in dieser Arbeit - angelehnt an Ausführungen von Arthur-Johnston und Görg den Vorgang, Informationen, Wissen, Darstellungen also „diskursives Material“ in den Diskurs zu implementieren. Johnston-Arthur und Görg definieren diese Praxis als

„(d)en Prozess des Herantragens von Diskursen an neue soziale Zusammenhänge, deren Eindringen, deren Übernahme und Weiterverbreitung in diesen Zusammenhängen und darüber hinaus, sowie die Herstellung von neuen sozialen Zusammenhängen durch neue diskursive Verknüpfungen.“ (Görg/Johnston-Arthur 2000: 8).

Dazu muss zuvor Zugang zu sogenannten „*strategischen Orten*“ geschaffen, betreten, erkämpft (abhängig von den hegemonialen Zugangsbedingungen) werden, um die selbst definierten und somit konstruierten „Bilder“ in der öffentliche Sphäre zu *profilieren*. In dieser Arbeit ist zunächst die öffentliche Sphäre gemeint, im Weiteren spreche ich auch von medial hergestellter Öffentlichkeit. Als **strategische Orte**, welche ich ebenso einem Text von Johnston-Arthur und Görg entnommen habe (vgl. vgl. ebd.: 9), sind jene Orte (im wörtlichen und metaphorischen Sinn) gemeint, an welchen diskursives Material (konkrete Inhalte, Texte, Bilder, etc.) positioniert werden. Strategische Orte können einerseits der Zugang zum Arbeitsmarkt und Bildungsinstitutionen oder auch Medienredaktionen sein, andererseits können als sogenannte strategische Orte auch Repräsentationsflächen, wie Zeitungen, Homepages, etc. funktionieren. Strategische Orte müssen erkämpft werden um von der Position der strategischen Orten heraus Selbst-Deutungs-Macht in oder über Diskurse erlangen zu können. Diskurse können also aufgegriffen und durch das Ergreifen jener

strategischer Orte dazu verwendet werden, aktiv Widerstand zu leisten und im Zuge dessen von einer Fremd- in eine Selbstdefinition „eigener“ Wirklichkeiten zu gelangen. Durch die bewusste Positionierung von diskursivem Material können Diskurse angestachelt als auch selbst bestimmte Diskurse implementiert werden. Dies wird später noch als gegenhegemoniale Strategie rassistisch diskriminierten Widerstands bezeichnet. Texte und somit Sprache (und Bilder) stellen also wichtige Elemente in Diskursen dar, weil sie potentiell widerständiges Material in sich tragen und durch bewussten (kollektiven) Einsatz „Wirklichkeiten“ schaffen können. Sie bieten eine Möglichkeit, von einer hegemonialen Fremddefinition zu einer selbst bestimmten „Eigendefinition“ zu wechseln. Auch Stuart Hall geht davon aus, dass Bedeutungskonstruktionen flexibel sind und daher die Möglichkeit besteht, diese Bedeutungskonstruktionen durch bewusste Trans-kodierungen von einer rassistisch behafteten zu einer selbstdefinierten Bedeutung zu transferieren (vgl. Hall 1997b: 269). **Sprache** funktioniert ambivalent, als sie mit Begriffen und Wörtern agiert, die jeweils einen Entstehungshintergrund haben und wertbeladen sein können. Ambivalent in dem Sinne, als die Verwendung von Sprache einerseits Rassismen reproduziert, andererseits *Sprachhandlungen* bewusst als widerständige Praxen eingesetzt werden können „Sprache, so die postkoloniale (sic!) TheoretikerInnen, stellt ein Repräsentationssystem dar, auf deren Grundlage Räume der Performativität und Akte der Intelligibilität initiiert und fundiert werden. Die Fragen danach, wer wie spricht, was gesehen und wie etwas gesehen wird, berühren daher nicht nur die Ebene der Darstellung im Sinne der Sichtbarmachung, sondern auch die des Sprechens und des Gehört werdens. Das Sprechen und das Tun der Subjekte hängen unmittelbar zusammen.“ (Gutiérrez Rodríguez 2003: 18). Die Annahme (welche auch besonders von Medien postuliert wird), Sprache könne einfach zur Beschreibung objektiver Sachvorgänge dienen, verliert in Anbetracht der historischen und geo-politischen Kontexte ihrer Entstehungsbedingungen jeglichen Anschein an Objektivität. Sprache und mit ihr die bewusste Verwendung von Begriffen ist mächtig und führt ein asymmetrisches im Kolonialismus zu verortendes Verhältnis weiter, während Kolonialismus gleichzeitig als bereits vergangen begriffen und nicht weiter thematisiert wird (vgl. ebd.: 18).

In diesem Sinne greifen die beiden Werke „Rassismus auf gut Deutsch“ und „Wie Rassismus aus Wörtern spricht“ noch tiefer, indem sie Sprache und die Verwendung von (behafteten) Begriffen kritisch auf ihre Strukturen und Wurzeln dekonstruieren und einzelne Wörter in den Fokus ihres Interesses der Dekonstruktion hegemonialer Strukturen stellen. Rassistische Begriffe haben einen Entstehungshintergrund und sind vielfach mit Bedeutungen beladen Sie

sind in der „Setzung einer weißen europäischen Geistes- und Kulturgeschichte“ zu verorten (vgl. Ofuatey-Alazard/ Arndt 2011: 12). Das Werk „Rassismus auf gut Deutsch“ stellt in seiner Selbstbezeichnung ein kritisches Nachschlagewerk dar und als solches kann synergetisch auch zweiteres verstanden werden, als beide Werke nach einleitender kritischer Auseinandersetzung mit Sprache zur Herstellung von „Wirklichkeit“ einzelne Begriffe (neu)definieren und sich um bewusste Neuschaffung von Worten und Umkehrung deren inhaltlicher Füllung bemühen. Dafür führen sie auch neue Schreibweisen ein und spielen mit Begriffen. Akteur*innen beider Werke kommen nicht darüber hinweg sich mit der Konstitution von Rassismen auseinander zu setzen. Dies wurde/wird auch in dieser Arbeit schon teilweise unternommen, für eine tiefere Auseinandersetzung möchte ich aber auf die beiden Werke verweisen (siehe Literaturverzeichnis). An dieser Stelle ist vor allem wichtig, dass Sprache einen Rahmen bietet, Rassismen weiterhin aktiv auszuüben. Daher bedarf es einer intensiven Dekonstruktion dessen, wie Sprache „(...) in ihren diversen Bedeutungsebenen an historisch gewordenen Wissensausformungen und Tradierungen enthält und ausdrückt.“ (Ofuatey-Alazard/ Arndt 2011: 11f). Rassismen werden als *weiße* Ideologie verstanden, ein in Europa erfundenes Denksystem, das aus einer weißen Machtposition heraus Ansprüche auf Macht, Vorherrschaft und Privilegien geltend macht, sich auch durch Sprache gewaltvoll durchsetzt, und sich reproduziert (vgl. ebd.: 12).

Die Erkenntnis der konstitutiven Ebene von Sprache im Bezug auf die Ausübung von Rassismen erlaubt es jenen Personen, die faktisch von der rassistischen Diskriminierung betroffen sind, gegenhegemoniale, widerständige Formulierungen – in Kunst, Politik, Wissenschaft, etc. - zu entwickeln und diskursiv zu positionieren (vgl. ebd.: 11). „Da Wissen und Wörter von Menschen ge-macht sind, können sie auch ent-macht-et werden.“ (ebd.: 14). Epistemologisch behaftete Begriffe und Sprache als Ganzes dazu zu verwenden, Rassismen offensichtlich zu machen und gleichzeitig Sprache als bewusste Praxis der Selbstermächtigung zu verwenden wurde zunächst als Empowerment betrachtet, in weiterer Auseinandersetzung aber vielmehr als Widerstand deklariert (vgl. Ofuatex-Alazard/ Arndt 2011: 13f)¹². Dabei ist den Autor*innen wichtig, durch Selbst-Benennungen und -Definitionen „(...) >communities< sichtbar – und damit als kollektive soziale Akteur*innen, die sich in

12 In einer Fußnote schreiben die Autorinnen: „Auch wenn jedes Neuordnen von Wissen ein emanzipativer Prozess ist, stellt >Emanzipation< in diesem Zusammenhang insofern einen irreführenden Begriff dar, als Rassismus eben jenes Erbe bleibt, dem sich diese Begriffe stellen müssen. Daher scheint das Konzept >Widerstand< diese Dynamik treffender zu umreißen.“

einer von Machtasymmetrien getragenen Gesellschaft historisch und politisch verorten sowie ihre Erfahrungen benennen.“ (ebd.: 14). In einer Diskussion auf „dorf tv.“¹³ (dorf tv 2013) unter dem Titel „Rassismus ist „white supremacy“¹⁴ wird als eine besonders gewaltvolle Form weißer Vorherrschaft die weiße Definitionsmacht über Bewegungsrahmen von People of Colour genannt (dorf tv: Rassismus ist white supremacy“ Maiz im Gespräch). In diesem Sinne argumentieren Nduka-Agwu und Lann Hornscheidt dafür, Rassismen ausschließlich oder unter maßgeblicher Beteiligung von rassistisch Diskriminierten zu bearbeiten, dadurch zu verstehen und damit vermeiden zu können. In dem Werk „Wie Rassismus aus Wörtern spricht“ argumentieren Ofuately-Alazard und Ardt, dass die definierten „(...) Widerstandsbegriffe von People of Color entwickelt wurden, (und) die entsprechenden Beiträge ausschließlich von Autor_innen of Color verfasst.“ worden sind (Ofuately-Alazard/Arndt 2011: 14). Einer dieser selbst definierten Widerstandsbegriffe ist **Schwarz**, oder **People of Color**. Der Begriff >Schwarz< wird im Bezug auf Personen Groß geschrieben und stellt eine Selbstbezeichnung Schwarzer Aktivist*innen und „People of Colour“ dar. Der Begriff wurde von Schwarzen Bewegungen initiiert, um zu verdeutlichen, dass es nicht um die Farbe geht, sondern dass hier soziale Kategorien benannt werden. Es gebe keine abgeschlossene oder endgültige Definition, wer in der Gesellschaft, die sich unter rassistischen Vorzeichen als weiß versteht, Schwarz sei (vgl. Wiedenroth-Coulibaly 2007: 401). Die Entstehung der Schwarzen Deutschen Bewegung kann in den späten 1980er Jahren verortet werden. Für den österreichischen Raum muss eine Vereinigung erst viel später, Ende der 1990er, Beginn der Jahrtausendwende konstatiert werden. Mit der Schwarzen Frauen Community, AFRA unter einigen wenigen Schwarzen Österreicherinnen kam es zur Gründung der European Network against Racism (ENAR).

Von „Gastarbeitern“ bis „Menschen mit Migrationshintergrund“

Die Bezeichnung *Migrant*in* ist ein im derzeit herrschenden Diskurs verwendeter Begriff, der vielmehr die Machtverhältnisse und sozialen Prozesse dahinter beschreibt, als die Personen,

13 „Seit 22.Juni 2010 sendet dorf.tv via DVB-T im Zentralraum Oberösterreichs als nicht kommerzieller regionaler Sender und bereichert die Medienlandschaft mit einem innovativen TV-Angebot, bei dem die OberösterreicherInnen selbst Regie führen (...) und gilt als „Plattform für selbst gestaltete Inhalte, Öffentlichkeitsmedium für marginalisierte und medial vernachlässigte Themen (...)“:
www.dorftv.at/pages/227

14 Der Begriff „white supremacy“ wurde vor allem von afro-amerikanischen Theoretiker*innen geprägt. Vertiefende Lektüre dazu siehe: Frances Cress Welsing (1991): The Isis Papers; Amos N. Wilson (1993): The Falsification of Afrikan Consciousness: Eurocentric History, Psychiatry and the Politics of White; Ishakamusa Barashango (1983): Afrikan People and European Holidays: A Mental Genocide (Book One + Book Two); Mariamba Ani (1994): An African-Centered Critique of European Cultural Thought and Behaviour und Bobby E. Wright (1984): The Psychopathic Racial Personality and Other Essays

die damit gemeint sind (vgl. Nduka-Agwu/ Lann Hornscheidt 2010: 396). Der Begriff Migrant*in der die Begriffe „Gastarbeiter“, „Ausländer“ oder „Fremde“ abgelöst hat, will Menschen, die in ein Land migriert sind und solche, die nicht in dieses Land migriert sind, konstitutiv voneinander trennen. Gleichzeitig findet eine diesen beiden „Gruppen“ zugeschriebene Homogenisierung vermeintlicher Merkmalen statt, die die nicht zugewanderte Gruppe privilegiert und es legitimiert, die zugewanderte Gruppe (teilweise) von institutionellen und gesellschaftlichen Rechten auszuschließen. Allmählich findet der Begriff *Migrationshintergrund* für Personen, deren Eltern zugewandert sind, sie selbst aber in dem Land geboren sind Eingang in den Diskurs und somit beginnt sich der Begriff, *Menschen mit Migrationshintergrund* langsam aber sicher durchzusetzen. Dass es sich bei sogenannten Migrant*innen um eine sehr heterogene Gruppe (Alter, Bildungshintergrund, *Geschlecht*, Herkunft, etc.) handelt, wird in öffentlichen Debatten zumeist nicht thematisiert. Dennoch findet dieses Konstrukt im derzeit herrschenden „Integrationsdiskurs“ ihren Ausdruck.

Simon Inou schlägt vor, den Begriff Migrations-Vordergrund selbstbewusst und provokativ zu verwenden und beabsichtigt damit eine klar geäußerte positive Konnotation dieses Begriffs und der ihm inhärenten Absicht, dass Mehrsprachigkeit, verschiedene Herkunft, etc. also Diversität eine positiv behaftete Konnotation haben muss, um die herrschende Definitionsmacht zu durchbrechen.

In dieser Arbeit werde ich den Begriff „Migrant*innen“ verwenden, möchte aber Leser*innen darauf aufmerksam machen, dass unbedingt zu beachten ist, dass ich hier von einer konstruierten Gruppe spreche, die – sollte sie diesem Konzept entsprechen können – in sich sehr heterogen ist. Ich meine hiermit einerseits jene Personen, die am Projekt teilgenommen haben (Personen mit gesichertem Aufenthalt zwischen ca. 20- 45 Jahren, mit akademischen Hintergrund, die teilweise in Österreich geboren, teilweise im Erwachsenenalter nach Österreich migrierten und im Kooperationsprojekt mitgewirkt haben) und andererseits jene Personen, welche nach Österreich migriert oder hier geboren sind, aber auf verschiedenste Weise mit den diskriminierenden Darstellungen und strukturellen Rassismen konfrontiert sind. In diesem Zusammenhang werde ich deshalb auch von **rassistisch Diskriminierten** sprechen, weil Migrant*innen – wenn auch auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen Graden – die Erfahrungen strukturell rassistischer Diskriminierung teilen.

Der Begriff **Integration** unterliegt im derzeit herrschenden (österreichischen) Diskurs einem regelrechten Boom. Integration meint laut Geißler eine „(...) Mehrheit-Minderheiten-

Wechselbeziehung mit einem Kern von Anforderungen auf beide Seiten“ (Geißler 2000: 130). Dabei sehe er die Anforderungen an die Mehrheit in „Akzeptanz und Chancengleichheit“ und die Minderheiten mit Anforderungen wie „Kenntnis/Anerkennung und Segregationsverzicht“ konfrontiert (vgl. ebd.: 130). Unerwähnt lässt Geißler an dieser Stelle politische Rahmenbedingungen, die sogenannte Integration durch legislative Maßnahmen konstitutiv beeinflussen. In der tatsächlichen Umsetzung im österreichischen Kontext manifestiert sich erneut das hegemoniale Paradigma, indem eine homogene Niederlassungsgesellschaft konstruiert wird, in welche sich Migrant*innen zu integrieren hätten (vgl. Gouma 2012: 38). Gemeint sind vielmehr assimilative Tendenzen, und in den Fokus werden die Defizite der vermeintlich „Fremden“, „zu Integrierenden“ gestellt, wie wir anhand des Analysegegenstandes, der „Integrationsseite“ sehen werden. In dieser Arbeit soll es nicht Anliegen sein, Integration zu debattieren, an dieser Stelle möchte ich dennoch auf den Widerspruch hinweisen, wie Akteur*innen der Politik in Österreich Integration verstehen, ohne dass sich dies umfassend in der politischen Umsetzung zeigt. Der Nationale Aktionsplan für Integration (NAP) nach Vorbild der deutschen Bundesrepublik versteht Integration folgendermaßen: Integration zielt auf die Partizipation an *wirtschaftlichen, sozialen, politischen* und *kulturellen* Prozessen sowie auf die Einhaltung der damit verbundenen Pflichten ab. Integration ist ein individueller ebenso wie ein gesellschaftlicher Prozess, der durch eigenverantwortliches Engagement sowie durch staatliche Rahmenbedingungen permanent zu gestalten ist.“ (NAP (o.J): 3). Hervorhebung durch Verfasserin).

Durch diese paternalistischen Konzepte gelingt es im Grunde erneut, weiße Vorherrschaft zu manifestieren, als die Verantwortung, Integration zu ermöglichen den Medien zugeschrieben wird, anstelle von konkreten politischen Zugeständnissen und Maßnahmen. Andreas Linder plädiert dafür, anstelle von Integration von „Diversität“ zu sprechen, welche der umfassenden Komponenten einer heterogenen Gesellschaft viel mehr gerecht werden würde (vgl. Linder 2007: 28f). Dabei ist Linder im Grunde viel weniger eine *integrative* Funktion wichtig, als vielmehr durch Umsetzungen von Maßnahmen zu Diversität einen *faktisch* existierenden Zustand zu beschreiben. Er kritisiert, dass Medien durch Konzepte wie mediale Integration die Verantwortung für Integration zugeschrieben wird und Massenmedien weiterhin einem Paradigma unterliegen, welche sich im nationalen Rahmen abspielen und ignorieren, dass sich heutige Lebensrealitäten in transnationalen Räumen konstituieren. Von diesen Konzepten solle Abstand genommen und darüber hinaus gegangen werden. Diversität als ein Konzept könne bipolare Positionen zwar nicht verlassen aber zu einer Entschärfung dieser beitragen

(vgl. ebd.: 28).

Nachdem nun die wichtigsten Begriffe und Konzepte geklärt wurden, beschäftigen wir uns im Folgenden mit dem Feld, in welchem die Darstellung von Migrant*innen stattfindet. Zunächst wird dabei von öffentlicher Sphäre gesprochen, der Teilaspekt der für diese Arbeit wichtig ist, ist aber die „medial hergestellte Öffentlichkeit“, bzw. das journalistische Feld.

3. Medial hergestellte Öffentlichkeiten

Nachdem methodische und theoretische Zugänge und Begrifflichkeiten geklärt wurden, soll im folgenden das Forschungsfeld, umrissen werden. Bevor auf das „journalistische Feld“ und medial hergestellte Wirklichkeiten eingegangen wird, ist es mir ein Anliegen, einen Schritt zurück zu gehen und kurz die bereits erwähnte „öffentliche Sphäre“ zu beleuchten.

3.1 Die öffentliche Sphäre und hegemoniale Diskurse

Die öffentliche Sphäre stellt einen Raum dar, in dem demokratische Prinzipien und Rechte ausverhandelt werden und politische Meinungsbildung stattfindet (vgl. Böse/ Kogoj 2002: 293). In dieser öffentlichen Sphäre – an dieser Stelle ein klassisch „westlich“ definierter Begriff – finden Interessensverhandlungen zwischen Regierenden und Regierten ihren Ausdruck. Die Funktion der Politik sei es dabei laut Luhmann, allgemein verbindliche Entscheidungen für die Gesellschaft herbeizuführen (vgl. Luhmann o.J. zit nach Weßler 2002: 29). Dies wurde im letzten Teil unter Konsensbildung thematisiert. Konrath hat sich berufend auf Antonio Gramsci mit Macht und Ohnmacht der Staatsapparate in Österreich beschäftigt und betont, dass die Gedanken der herrschenden Klasse sich nicht nur in herrschender materieller, sondern auch durch herrschende geistige Macht manifestieren (vgl. Konrath 2008: 29). Diese geistige Macht drückt sich in kulturellen Produkten wie zum Beispiel Bildungseinrichtungen aus, welche einen erheblichen Beitrag zur Sozialisierung von Personen in Gesellschaften leisten und somit als Multiplikatoren kultureller Vorstellungen und Definitionen über „andere“ Personengruppen fungieren. Wie Luhmann auf die Funktion der Politik, Entscheidungsprozesse herbeizuführen erwähnte, so bestätigt Konrath unter Bezugnahme auf hegemoniale Prozesse, dass regierende Gruppen immer versuchten, ihr politisches Handeln in der öffentlichen Sphäre zu legitimieren um breite Zustimmung der Bevölkerung zu erhalten (vgl. ebd.: 58). Dafür würde ein „Wir“ und ein „Anderes“ konstruiert. In dem Sammelband „Racism at the Top“, das von Van Dijk und Wodak herausgegeben wurde (vgl. Van Dijk/ Wodak 2000), präsentieren die Autor*innen die Ergebnisse einer Studie, die in sechs europäischen Staaten durchgeführt wurde. Dabei wurden die Parlamentsdebatten aller Parteien dieser Staaten diskursanalytisch untersucht. Der Fokus lag darauf, wie in den Debatten über Migrant*innen und Migration gesprochen wurde. Die Diskursanalysen zeigen, dass besonders die rechtsextremen Parteien Konstruktionen eines

positiv behafteten „Wir“ in Abgrenzung zu einem negativ dargestellten „Anderen“ praktizierten. Dafür würde die als homogen dargestellte Bevölkerung „westlicher“ Staaten als „Opfer“ von Migrationsprozessen definiert. Negative Konstruktionen der „Anderen“ - in den parlamentarischen Debatten wurde von Migrant*innen gesprochen – würden durch die Verwendung von Begriffen wie „Gefahr“, „Kriminalität“ und „Angst vor Verdrängung vom Arbeitsmarkt in der Niederlassungsbevölkerung“ ihren Ausdruck finden. Erst die bedrohliche Darstellung von Migrant*innen ermögliche es den politischen Akteur*innen, ihre diskriminierenden Praxen gegen diese Personengruppen zu legitimieren, weil eine demgegenüber „tolerante“, „demokratische“ Niederlassungsbevölkerung „Opfer“ von „Migrationsströmen“ sei und „beschützt“ werden müsse. Neben dieser positiven Selbstdarstellungen selektierten Politiker*innen innerhalb der Migrant*innen zwischen „guten Ausländer*innen“ und „schlechten Ausländer*innen“. Van Dijk und Wodak verzeichneten, dass sich rechte und rechtsextreme Parteien v.a. auf Statistiken beziehen würden und sich ihr politisches Engagement für die „Sicherheit“ der Niederlassungsgesellschaften einsetze und somit begründet sei. In der Logik rassistischer Praxen würden die Argumentationslinien dieser Parteien Einzelfälle aus Studien heraus pflücken, um auf ganze Personengruppen zu schließen (vgl. ebd.: 356).

Diese Praxis kultureller Hegemonie beginnt in ihrer Umsetzung in parlamentarischen Debatten, gleichzeitig könne diese Form der Herrschaftsausübung, so Konrath nicht nur durch staatliche Institutionen hergestellt werden sondern bedürfe der Unterstützung nicht-staatlicher Institutionen wie Religionsgemeinschaften und Massenmedien (vgl. Konrath 2008: 58). Van Dijk, der sich mit Rassismen der Eliten auseinandersetzte, erweitert diesen Zugang und betont, dass diese Vorherrschaft diskursiv auf mehreren Ebenen ausgeübt werden würde. Er unterscheidet den Mediendiskurs, Bildungsdiskurs, akademischen Diskurs, politischen Diskurs, Diskurs im Geschäfts- und Arbeitsleben und den Alltagsdiskurs (vgl. van Dijk 1991: 3).

Diese Ausgrenzungen und diskursiv hergestellten Platzanweisungen äußern sich innerhalb „kultureller“, „rassistischer“ und „ökonomischer“ Herrschaft pluralistisch in sexistischen Diskriminierungsprozessen noch verstärkt. „Ideologische Vorherrschaft“ meint die Manifestation von Ideologien herrschender Klassen durch Erziehung, Bildung und Kultur. An diesen Orten fänden Kämpfe statt, welche gesellschaftliche Machtverhältnisse reproduzierten – im Gegensatz zu Kämpfen staatlich-repressiver Apparate, die im Verborgenen statt fänden

(vgl. Türkmen 2008: 23). Türkmen argumentiert, sich auf Stuart Hall beziehend, dass sich Macht als Wissen, Repräsentation, Ideologie und kulturelle Dominanz (vgl. ebd.: 21) im „Theater der Zustimmung“ manifestiere, wodurch die staatliche Kontrolle dahinter sehr subtil, bis unsichtbar wirke (vgl. Hall 2004 zit. nach Türkmen 2008: 23).

Im Bezug auf Österreich verschaffe sich der Herrschaftsanspruch der Politik durch den derzeit herrschenden Integrationsdiskurs Geltung. Der Zugang zu Integration beziehe sich laut Gouma auf die Bedürfnisse der Mehrheitsgesellschaft, in welche das „Migrantische“, „Fremde“, „Ausländische“ integriert werden müsse (vgl. Gouma 2012: 38). Die Umsetzung des Kooperationsprojekts im Jahr 2012 kann im Mikrosystem als Beispiel für diese sozialen und manifesten Praxen herangezogen werden. Im Jahr 2012 wurde die „Integrationsseite“ vom Staatssekretariat für Integration finanziert. Durch die Abbildung eines wöchentlich abgedruckten „Kastens“ ab Juli 2012 auf der Seite, manifestiert sich der Herrschaftsanspruch des Integrationssekretariats. In diesen Kästen erschienen kurze Texte, die ausschließlich an Migrant*innen adressiert wurden. Aussagen wie „Deutsch vor Schuleintritt“ oder „Paket gegen Schulpflichtverletzungen“ konstruieren einerseits Defizite der Migrant*innen im Integrationsprozess und suggerieren gleichzeitig, dass „gelingende Integration“ hauptsächlich in deren Verantwortung liege. Von einer Aufforderung an die sogenannte Niederlassungsgesellschaft, bzw. einer Positionierung der österreichischen Politik, Österreich als „Einwanderungsland“ zu begreifen, fehlt jede Spur. Damit verschleiern politische Verantwortliche einmal mehr strukturelle rassistische Diskriminierungen, entblößen gleichzeitig aber den Widerspruch, als Integrationssekretariat sogenannte Integration tatsächlich politisch umsetzen zu wollen.

3.2 Rolle und Funktion der Massenmedien

Mediendiskurse und medial hergestellte Öffentlichkeit stehen in dieser Arbeit unter einem konstruktivistischen Wissenschaftsverständnis, wonach Wirklichkeit niemals objektiv beschrieben werden kann, sondern auf heterogene Weise konstruiert wird (vgl. Wellgraf 2008: 10). Gehen wir von einem solchen Medienverständnis aus, welches „Objektivität“ als gültiges Konzept ablehnt, muss darauf hingewiesen werden, dass besonders die großen Medienmacher*innen „Wahrheiten“ und „Lebensrealitäten“ definieren und herstellen. Gleichzeitig muss aber von der Annahme, Medien verzerrten die „Realität“ Abstand genommen werden, weil die eine „Wirklichkeit“ nicht existiert. Es gibt viele Realitäten und

Wahrnehmungen und journalistisches Arbeiten - dabei sind sich auch alle am Kooperationsprojekt Beteiligten einig – kann adäquate und differenzierte Repräsentation immer nur anstreben. Die Frage stelle sich also nicht nach dem Verhältnis von Medien und Wirklichkeit, sondern den sozialen Prozessen hinter dieser Wirklichkeit, warum also Medien bestimmte Wirklichkeiten konstruieren (vgl. ebd.: 9).

Massenmedien spielen in diesen Prozessen als „Handwerkszeug“ der Regierenden eine Rolle, weil sie eine breite Öffentlichkeit erreichen und Meinungen verbreiten, aufgrund dessen Individuen u.a. (politische) Entscheidungen treffen, bzw. ihr demokratisches Stimmrecht wahrnehmen (vgl. Böse/ Kogoj 2002: 239). Außerdem tragen Medien einen erheblichen Beitrag zur Selbst- und Fremdwahrnehmung bei. Bourdieu und Wacquant beschreiben die subtile Manifestation von Zuschreibungen und Bedeutungen, indem sie argumentieren, dass

„(...) diese Grundannahmen der Diskussion, über die selbst nicht diskutiert wird, einen Teil ihrer Überzeugungskraft der Tatsache verdanken, daß sie Kolloquien und Erfolgsbücher, pseudo-wissenschaftliche Zeitschriften und Expertenberichte, Kommissionsbilanzen und die Cover von Illustrierten durchlaufen und es auf diese Weise schaffen, überall gleichzeitig präsent zu sein, sei es in Tokyo oder Berlin, Mailand oder Mexiko (Bourdieu/ Wacquant 1999: 3).

Die von Bourdieu und Wacquant beschriebenen Praxen erlauben es, Verantwortungen abzuschieben und hegemoniale Bestrebungen zu festigen. Gouma kritisiert im Zusammenhang mit rassistischer Berichterstattung, dass in den Texten der manifest gewordene strukturelle Rassismus als vergangen betrachtet und somit ausgeblendet werde. Soziale Ungleichheiten würden durch „Kulturalisierung gesellschaftlicher Konflikte“ als selbst verschuldet dargestellt werden (vgl. Gouma 2012: 36f). Gouma betont, dass sich die Politik besonders durch den derzeit herrschenden „Integrationsdiskurs“ Herrschaftsanspruch verschaffe und Massenmedien als Werkzeug für soziale Platzanweisungen dienen (vgl. ebd.: 38). Ein markanter Grund für die einseitige Berichterstattung ist wohl auch, dass Massenmedien wie z.B. die Kronen-Zeitung von negativer Berichterstattung leben (vgl. Sturmer 2013: 29f).

3.3 Massenmedial hergestellte Wirklichkeiten

„Massenmediale Öffentlichkeiten sind essenziell für demokratische Staaten. Sie haben eine Thematisierungs- und Problematisierungsfunktion für das politische System inne, indem sie zentrale Themen öffentlich zur Sprache bringen.“ (Gruber/Herczeg/Wallner 2012: 19).

In einem Einführungsband für Publizistik und Kommunikationswissenschaften wird die Funktion von Journalismus als solche beschrieben,

„(...) „Themen aus den diversen sozialen Systemen (der Umwelt) zu sammeln, auszuwählen, zu bearbeiten und diesen sozialen Systemen (der Umwelt) als Medienangebote zur Verfügung zu stellen.“ Und das wichtigste Merkmal dieser Themen ist ihre Aktualität.“ (Weischenberg 1992 zit. nach Weßler 2002: 29).

In diesem Werk, das 2002 herausgegeben wurde fällt auf, dass Weßler von einer Objektivität im Journalismus ausgeht weshalb hier ergänzt werden muss, dass die Auswahl, „was“ und „wie“ etwas diskutiert wird, Einfluss auf die sogenannte „objektive Berichterstattung“ hat. Je nach Blattlinie, Fördergeber und Chefredaktionen haben Massenmedien eine dementsprechende Perspektive auf gesellschaftliche Zusammenhänge und bestimmen somit, was thematisiert wird, und was eben nicht (vgl. Gouma 2012: S.38). Im Bezug auf Migrationsberichterstattung kamen Gruber, Herczeg und Wallner in ihrer Studie „Integration im öffentlichen Diskurs“ zu dem Ergebnis, dass die Berichterstattung um Migration und Integration stark elitezentriert stattfindet und fast ohne die Stimme der Betroffenen auskomme (vgl. Gruber/ Herczeg/ Wallner 2012).

Die Ursachen der negativen Darstellung von Migrant*innen liegen einerseits in hegemonialen Definitionspraxen herrschender Gruppen und können anhand jener Personen und kultureller Produkte verortet werden, welche die Vorstellungen über „die Anderen“ in Bildungs- und Erziehungseinrichtungen, akademischen Diskursen aber auch Kunst und Kultur reproduzieren und verbreiten. Inou begreift „Medien“ als eine Bandbreite von Schulbüchern über Spendenplakate von Hilfsorganisationen bis hin zu Massenmedien. Im Bezug auf Letztere liege laut Inou also eine Ursache der negativen Darstellungen über Migrant*innen in der Sozialisierung der Journalist*innen selbst (vgl. Inou: 8). Die Sozialisierung beginnt in Alltagspraxen innerhalb von Familien, durch kulturelle Produkte wie rassistisch beladene Kinderbücher und Filme und manifestiert sich spätestens durch mit Vorurteilen behaftete Inhalte über vermeintlich „Andere“ in Schulbüchern. Es gibt bereits Diplomarbeiten und

vereinzelte Diskursanalysen zu stereotypen Darstellungen von rassistisch und sexistisch Personengruppen in Unterrichtsmaterialien¹⁵, konkrete Ansatzpunkte, die Inhalte in diesen flächendeckend zu dekonstruieren, bzw. Inhalte differenzierter zu gestalten fehlen allerdings (in Österreich) noch weitgehend.

Wollen Personengruppen nun an diesem Diskurs teilnehmen, so bestimmt der Zugang zur Medienproduktion eine ausschlaggebende Rolle um demokratische Rechte wahrnehmen und nutzen zu können. Demnach stellen, wie Böse und Kogoj in ihrem Aufsatz thematisieren auch Eigentums- und Kontrollverhältnisse im Medienbetrieb wichtige Achsen der Machtausübung dar. Gestalte sich die Medienlandschaft nicht divers und sei großteils auf wenige *weiße* Medienmacher*innen reduziert, so könnten diese bestimmen, welche Themen und Diskussionen im Diskurs eine Rolle spielen und in welcher Form sie thematisiert werden würden (vgl. Böse/ Kogoj 2002: 239f), oder eben nicht.

Angelehnt an Geißler argumentieren Gruber, Herczeg und Wallner, dass eine größere Präsenz von Migrant*innen in Medienredaktionen unter Umständen zu einer differenzierteren Berichterstattung führen könne (vgl. Gruber/ Herczeg/ Wallner 2012). Geißler nennt dieses Konzept „Mediale Integration“, auf dieses soll weiter unten kurz eingegangen werden, weil sie einen Teilaspekt des Kooperationsprojekts beschreiben kann. Zunächst wird aber erörtert, inwiefern Migrant*innen im österreichischen Kontext Teil der Redaktionen sind.

3.4 Repräsentanz von Migrant*innen in österreichischen Redaktionen

Steht in Deutschland die theoretische Auseinandersetzung mit der Re-Produktion, hier gemeint die Re-Präsentanz von Menschen mit Migrationshintergrund in deutschen Medien und auch Redaktionen unter transdisziplinärer Kritik und wissenschaftlicher Analyse, so hinken österreichische Studien hinterher, bzw. mangelt es an kritischer Forschung und Fakten zur Re-Präsentanz von Menschen mit Migrationshintergrund in Medienredaktionen. Mit dem „Jahrbuch für Migrations- und Integrationforschung“ wurden 2011 die neuesten Forschungsergebnisse zum Themenbereich Migration und Integration herausgegeben. In dem

15

siehe z.B.: Markom, Christa (2007): Die Anderen im Schulbuch: Rassismen, Exotismen, Sexismen und Antisemitismus in österreichischen Schulbüchern. Wien: Braumüller; Thomas, Susanne (1999): Analyse neuerer Schulbücher unter geschlechterspezifischen Aspekten – dargestellt an Mathematiklehrbüchern für das 5. bis 10. Schuljahr. Göttingen: Duehrkohp und Radicke

Sammelband finden sich transdisziplinäre Zugänge zu Thematiken wie Diskriminierung und Asyl, Medien und Journalismus als auch die Bedeutung von Migration für Medien und Kunst. Petra Herczeg veröffentlichte darin einen Beitrag zur *Repräsentanz* von Migrant*innen in Redaktionen, angelehnt an deutsche Studien und verweist in einführenden Worten, dass die Forschungslage zu Medien und Migration durch große Lücken gekennzeichnet ist, lediglich mehrere qualitative Einzelstudien liegen vor, über den Forschungsstand gebe es keine „kontinuierliche quantitative Inhaltsanalysen“ (vgl. Herczeg 2011: 181). Leider muss festgestellt werden, dass auch ihre Untersuchungen zur Re-präsentanz von Migrant*innen in Medienredaktionen an der Oberfläche bleibt und im Großteil ihres Textes den Forschungsstand in Deutschland erörtert. Weiters war es ihr auch nicht möglich, zuverlässige Daten zu erheben, weil Medien wie ORF und „Neues Volksblatt“ auf ihre Anfrage ausweichend reagierten, bzw. eine Antwort umgingen. Einerseits wurde dies mit Datenschutz argumentiert, während vom ORF die Auskunft erteilt wurde, dass solche Daten nicht erhoben würden. Auch Mitarbeiter*innen von M-Media ist die prekäre Datenlage in Österreich bewusst und so gilt als eine der Zielsetzungen, die Erhebung konkreter Daten, wie viele Medienmacher*innen mit Migrations*hintergrund in österreichischen Redaktionen arbeiten. Aus den ihr zugänglichen Daten stellt Herczeg fest, dass mehr als die Hälfte der kontaktierten Medien (55,8%) keine Journalist*innen mit Migrationshintergrund beschäftigten (vgl. ebd.: 185). Weiters verzeichnete Herczeg 35 Journalist*innen mit Migrationshintergrund, welche bei 7100 Journalist*innen einen Anteil von 0,49% ausmachten. In ihrer Studie wurden nicht nur Medienredaktionen nach ihren „migrantischen Mitarbeiter*innen“ befragt, sondern auch die Mitarbeiter*innen wurden nach ihren Erfahrungen befragt, als auch Chefredakteur*innen über ihre Sicht auf Diversität in den Medien. Laut Herczeg gaben Medienmacher*innen mit Migrationshintergrund an, dass ihre Probleme beim Zugang zum Journalismus in „Schwierigkeiten mit der Sprache“ oder „vermeintliche Sprachdefizite“. Die Probleme sahen die Befragten eher „am Weg zum Beruf als in der gegenwärtigen Praxis.“ und in Schwierigkeiten mit der Sprache (vgl. ebd.: 186). Was die Diversität in medialen Redaktionen betrifft so stellt die Autorin außer Frage, dass der Anteil an Medienmacher*innen mit Migrationshintergrund in den Redaktionen auch nur ansatzweise dem Anteil von Personen mit Migrationshintergrund an der Gesellschaft entspreche. Somit können diese auch keineswegs, oder nur ansatzweise re-präsentativ wirken. Von Seiten der Chefredakteur*innen wurden/werden die Barrieren für Menschen mit Migrationshintergrund im journalistischen Beruf mit „(...) Sprache als Um und Auf in der Medienbranche, ebenso wie die korrekte und

sehr gute Beherrschung der Grammatik und Rechtschreibung.“ (ebd.: 188) bezeichnet. Gleichzeitig gaben sechs von sieben Chefredakteur*innen an, Mehrsprachigkeit als Vorteil für den Medienbetrieb zu empfinden. Der Artikel von Herzceg zeigt, dass Journalist*innen mit Migrationshintergrund nur vereinzelt in Redaktionen vertreten sind, wie oben betont, wäre aber eine groß angelegte Studie zur Re-Präsentanz von Personen mit Migrationshintergrund erwünscht. An dieser Stelle darf aber nicht unerwähnt bleiben, dass mehr Migrant*innen in den Redaktionen nicht automatisch zu „sensiblerer Berichterstattung“, bzw. differenzierterer Darstellung führen, dennoch wäre eine institutionelle Inklusion einer der ersten Schritte zu mehr Diversität in den Medien. Hierbei möchte ich auch kurz eine Podiumsdiskussion auf der Medien.Messe.Migration 2013 erwähnen, auf welcher Medienmacher (sic!) (PULS 4 und ORF) sich öffentlich dafür aussprachen, dass es keinen Handlungsbedarf zur „medialen Integration“ in den Redaktionen gäbe. Besonders journalistische Akteur*innen der Mainstreammedien, die selbst mit prekären Arbeitsbedingungen zu kämpfen haben und sich in der zunehmenden Ökonomisierung der Nachrichten, besonders im Printmedienbereich, der unadäquaten Lage zur Re-Präsentation von Migrant*innen bewusst sind, haben entweder wenig Einflussmöglichkeiten oder sehen wenig Bedarf.

Ähnlich wie bei der Gender-Gleichstellung kann man sich nicht auf den „Good-Will“ der Medienmacher*innen verlassen, sondern gesetzliche Richtlinien im Sinne von faktisch gleichen Zugangsrechten würden nachhaltiger zu eine angestrebte Gleichstellung beitragen. Den Begriff „Quoten“ hört man in der Presse aber nicht gerne, so Herr Kocina. „Die Besten“ würden genommen werden und „(w)enn die Person Migrationshintergrund hat, ja umso besser. Es war halt lange so, dass sich wenig Leute mit Migrationshintergrund beworben haben und wenn sich welche beworben haben, dann hat es halt aus verschiedenen Gründen nicht funktioniert.“ (Interview Kocina: 3). Als wir in dem Interview auf die Frauenbeteiligung in Redaktionen zurückkamen gesteht Herr Kocina, dass gesetzliche Bestimmungen notwendig wären.

„(Schwierig, ich sehe das ganz ähnlich wie bei Frauen. Wenn man sagt, es wird sich von selber einstellen, natürlich, es tut sich viel, es passiert viel, aber man kann natürlich noch immer sagen, es ist noch nicht genau, da ist noch viel Bedarf. (...) Wie sinnvoll das ist, weiß ich nicht. (...), wir suchen uns die Besten.“ (Interview Kocina: 4).

An dieser Stelle ist erwähnenswert, dass zwar die Geschäftsführung teilweise bereits weiblich

besetzt war, die Chefredaktion jedoch seit Erscheinen der Zeitung immer männlich besetzt war (vgl. ebd.: 4). Chancengleichheit bleibt ein Phantom, solange nicht gleiche gesellschaftliche Rechte im Zugang zu Bildungsinstitutionen und Arbeitsmarkt gewährleistet ist. Ob dies aber überhaupt erwünscht ist, ist fraglich und wird auch medial diskutiert. Politische Akteur*innen sind aufgefordert, hier ihre Verantwortung im Bezug auf diskriminierte Gruppen und Minoritäten zu übernehmen. Die „riesengroße Konkurrenz“ im journalistischen Beruf (vgl. ebd.: 3) sei neben der momentanen wirtschaftlichen Lage bei gleichzeitigem Drang aus den Universitäten und Fachhochschulen die größte Hürde für den Einstieg in den Journalismus. Der Kampf um Zugang zu diversen gesellschaftlichen Orten drückt sich also intersektional aus und wird durch kapitalistisch rassistische Strukturen welche Solidarität und Gleichstellung fast verunmöglichen durch Medien noch verschärft. Dieser Wettbewerb ist aber in vielerlei Hinsicht zu hinterfragen.

3.5 Von Selbstdefinition *in* und Selbstermächtigung *durch* Medien

Im Diskurs um die Re-Präsentation und Wahrnehmung von Menschen mit Migrationshintergrund spielen Menschen mit Migrationshintergrund neben anderen Faktoren, die ich vielleicht hier nicht mit eindenke besonders zwei wichtige Rollen. Einerseits sind sie aktive Subjekte, die den Diskurs mitgestalten und als solche auch positiv, negativ, etc. wahrgenommen werden und andererseits werden sie durch die Darstellung, bzw. Fremddefinition als Objekte instrumentalisiert. Diese beiden Rollen sind in dieser Arbeit insofern wichtig, weil eine der Forderungen von M-Media ist, in Redaktionen von Massenmedien präsent zu sein und selbstbestimmte Bilder in den massenmedialen Diskurs zu implementieren.

Um die Forschungsfrage, welche „Wirklichkeit“ *in* und *durch* das Kooperationsprojekt konstruiert, worden ist (und im Rahmen einer Kooperation mit einem Massenmedium konstruieren werden *konnte*), beantworten zu können, bedarf es zunächst einer Erklärung, was hier mit den Begriffen *in* und *durch* gemeint ist. Diese Formulierung wurde der oben zitierten Studie von Gruber, Herczeg und Wallner entnommen, in welchem sie sich mit dem Diskurs um Asyl- und Integrationsberichterstattung auseinandersetzten. Ich habe Anstelle des von ihnen verwendeten Begriffs *Integration* den Begriff *Selbstermächtigung* eingefügt, um von paternalistischen Konzepten zur Integrationsdebatte Abstand zu nehmen. Diskriminierende

Darstellungen *in* Medien könne u.a. *durch* mehr Präsenz der Migrant*innen in den Redaktionen dekonstruiert werden und zu einer differenzierteren Berichterstattung beitragen. Um dies besser nachvollziehen zu können habe ich folgende Abbildung angefertigt:

Selbst-Ermächtigung *in* und *durch* Medien

<i>in</i> Medien (Darstellung, Definitionsmacht)	<i>durch</i> Medien (Zugang zu „strategischen Orten“)
<p>A) Selbstermächtigung</p> <ul style="list-style-type: none"> - theoretische Reflektion - Anti-Rassismus - kritisch migrantischer Journalismus - Selbstorganisationen - Medienberatung für Migrant*innen-organisationen - ... 	<p>B) Selbstermächtigung</p> <ul style="list-style-type: none"> - Alternative/ Neue Medien/ sogenannte Ethnomedien - medien- und kommunikationsbezogene Ausbildungsangebote für Migrant*innen - Medien.Messe.Migration goes Diversity - ...
<p>C) Strukturelle (Selbst-)Ermächtigung</p> <ul style="list-style-type: none"> - Sozialisation v. Journalist*innen (Schulbücher, etc.) - Sensibilisierung von Journalist*innen - Lehrplan in journalistischer Ausbildung - Workshops für Migrant*innen und Medienfachleuten - ... 	<p>D) Strukturelle (Selbst-)Ermächtigung</p> <ul style="list-style-type: none"> - Managing Diversity - kanadisches Konzept „unity within diversity“ - Europäisches Diversitätsprojekt „more colour in the media“ - Kooperationen mit Medienredaktionen - ...

Abb.2: Selbst-Ermächtigung *in* und *durch* Medien (selbst erstellt)

Migrant*innen haben seit jeher pro- und re-aktiv Gegendiskurse geformt. Die Formulierungen *in* und *durch* sollen darauf hinweisen, dass die Darstellung von „diskursivem Material“ zunächst des Zuganges zu Repräsentationsflächen - in welcher Form auch immer (Zeitungen, Plakate, Flyer, Homepages, Kampagnen, etc.) - bedürfe. Theoretische Reflexion und Dekonstruktion muss also immer mit (politischem) Aktivismus übergreifen. Die Quadranten A) und B) in Abbildung 2, versuchen, dies nachvollziehbar zu machen, indem unterschieden wird, wie „Inhalte“ selbst ermächtigt durch Zugang zu „strategischen Orten“ in Diskurse proliferiert und implementiert werden. Wie wir im nächsten Kapitel nachvollziehen können, agiert die Selbstorganisation M-Media auf mehreren Ebenen, um ihre Zielsetzungen erreichen zu können und greift dabei auf ein heterogenes Repertoire zurück, durch welches differenziert versucht wird, Öffentlichkeit für sonst ausgegrenzte Themen zu schaffen. Dafür erntet M-

Media auch Kritik, weil die Grenzen zwischen Selbst- und Fremddefinitionen oft nahe beisammen liegen und dabei wichtige inhaltliche Forderungen verloren gehen können, bzw. in ihrer Umsetzung hinterfragt werden müssen. Ob es sich bei (asymmetrischen) Kooperationen um subversiven Widerstand handeln kann, ist fragwürdig und muss im speziellen Kontext kritisch beleuchtet werden. Zuvor ist es notwendig, die Forderungen, von jenen Personen zu hinterfragen, die von der diskriminierenden Darstellung betroffen sind. In vielen Analysen um die Repräsentation von Migrant*innen, Symposien und Veranstaltungen wird die vorherrschende rassistische Darstellung dekonstruiert und kritisiert und im Zuge dessen Veränderungen gefordert. Diese Veränderungen werden mit Begriffen wie „Informationsumkehrung“ (vgl. Neuberg 2012), „sensible“, „differenzierte“ „kritische“ Berichterstattung bezeichnet, ohne diese Begriffe jedoch inhaltlich zu füllen. Genau darauf soll an dieser Stelle eingegangen werden. Was genau stellt eine solche „kritische Darstellung“ dar? Was meint eine „Informationsumkehrung“ und was geht damit einher?

3.5.1 Von selbst-definierten Inhalten

M-Media hat mit seinem Kooperationsprojekt mit „die Presse“ erstmalig die Wege in die Bahnen geleitet, dezidiert kollektive Re-Produktionen der Darstellung von Migrant*innen *durch* Migrant*innen in einem Mainstreammedium zu ermöglichen. Dies ist der Beginn eines langen Prozesses, der sich Schritt für Schritt zum Ziel setzt, die Etablierung von Migrant*innen in Österreich auf allen Ebenen zu fördern und ausgeglichene Re-Präsentationsverhältnisse zu schaffen. Unter diesem Punkt soll es um „inhaltliche“ Forderungen gehen, also darum wie Migrant*innen sich selbst darstellen wollen, bzw. dargestellt werden wollen.

Forderungen aus der Literatur

Die Studie „Migrant*innen in den Medien“ lässt anhand von Interviewrunden Migrant*innen danach befragen, welche Art von Berichterstattung sie sich wünschen (vgl. Lüneborg u.a.2009). Dazu wurden zunächst führende Zeitungen Deutschlands auf die Darstellung von Migrant*innen analysiert. Im Anschluss daran wurden Gruppendiskussionen mit jungen Frauen mit und ohne Migrationsvordergrund geführt und somit die Rezeption der Darstellungen in den Blick genommen - die Antworten sind allerdings karg. Es ist möglicherweise einfacher, bestehende Produktionen zu kritisieren, anstatt Forderungen mit

theoretischem Inhalt zu füllen. Dennoch lassen sich einzelne Punkte aus der Studie herausfiltern: die befragten Migrant*innen sind sich einig, dass sie nicht ausschließlich mit negativen Themen in Verbindung gebracht werden wollen, sondern ihre vielfältigen Lebensrealitäten dargestellt werden sollten. Migrant*innen als „normale“ Bürgerinnen in allen Lebensbereichen, von bildungspolitischen bis zu ökonomischen Bereichen. Weiters geht aus den Interviews hervor, dass sie sich „positive Vorbilder“ in der medialen Berichterstattung wünschen. Positive Errungenschaften von Migrant*innen könnten somit als Vorbilder für Migrant*innen funktionieren. Die Migrant*innen störte besonders, dass durch das beschränkte „Repertoire“ aus welchem über Migrant*innen berichtet werden würde eine „kulturelle“ Platzanweisung“ stattfinden würde. Dies beeinflusse die Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung und schränke außerdem die Selbstwahrnehmung der Migrant*innen ein. Besonders die Benennung „Ausländer*in“, „Migrant*in“, „Migrationshintergrund“, etc. würden stetig darauf hinweisen, dass diese Personengruppen „nicht ganz Deutsche“ seien und konstruierten eine statische Lebensrealität (vgl. ebd.: 125).

Im Gegenzug dazu war es den meisten der Teilnehmer*innen wichtig, als „Bürger*innen“ bezeichnet zu werden und die Perspektive der Berichterstattung zu öffnen (vgl. ebd.:113). Zusammenfassend wird gefordert, eine mediale Diversität anzustreben und auf Kategorisierungen sowie Konnotationen zu verzichten. Ein weiterer wichtiger Punkt stellte für die Teilnehmer*innen das nachhaltige Potenzial medialer Sichtbarkeit für positive Identifikationsprozesse dar. Positive Vorbilder und die Darstellung von Migrant*innen in verschiedenen Bereichen des Lebens als aktive Teilnehmer*innen der Gesellschaft würden Rezipient*innen (Migrant*innen) zur Nachahmung motivieren und könnten zu mehr Akzeptanz in der „Aufnahmegesellschaft“ beitragen (vgl. ebd.: 128).

Auch die Studie von Trebbe Joachim, welche in den französisch-,deutsch- und italienischsprachigen Regionen der Schweiz durchgeführt wurde, beschäftigte sich mit der Darstellung von Migrant*innen in den Massenmedien, vor allem aber der Wahrnehmung dieser durch die Migrant*innen selbst. „The results show a high discrepancy between the desire for more presence and participation on the one hand, and the wish to stand in the spotlight less often, on the other hand.“ (Trebbe 2011: 411).

Rainer Geißler warf einen Blick auf „unterbelichtete Facetten im medialen Bild der ethnischen Minderheiten“. Dabei kam er zu dem Ergebnis, dass Medien selten über „(...)

ethnische Minderheiten als Arbeitnehmer oder Unternehmer, als Beitrags- oder Steuerzahler, als Nachbarn oder „Mitbürger“ berichten (vgl. Geißler 2000: 136). In den Gesprächen mit den Journalist*innen von M-Media wurde mehrmals darauf aufmerksam gemacht, dass sie sich eine differenzierte Berichterstattung wünschen, die die Lebensrealitäten *objektiver* beschreibt und vor allem auf die Ursachen von Problemen, über die berichtet wird, hinweist. In Artikeln werden Prozesse oft undifferenziert dargestellt und Zusammenhänge ignoriert, wodurch epistemisch Gewalt ausgeübt wird. Gouma führt in diesem Zusammenhang den Begriff „Mediengewalt“ ein und definiert diesen als „(...) das für Migrant*innen bedrohliche „Sprechen über sie“ in den Medien.“ (Gouma 2012: 35). Auch Geißler schreibt, dass Medien zum differenzierten Verständnis notwendige Zusammenhänge vernachlässigen, zum Beispiel berichten Medien heute wenig darüber, dass die sogenannten Gastarbeiter*innen in den 60er Jahren angeworben und herzlich empfangen wurden und dass Migrant*innen im Arbeitsmarkt als unverzichtbar gelten und in Positionen beschäftigt sind, wo Gruppen der sogenannten Niederlassungsgesellschaft nicht arbeiten wollen (vgl. Geißler 2000: 137). Dies hat auch zur Folge, wie Gächter beschreibt, dass die sogenannte Niederlassungsbevölkerung mit geringer Bildung durch die Zuwanderung zu mittleren Tätigkeiten gekommen ist, weil Migrant*innen durch systemische Benachteiligung in niedrig qualifizierte Berufe gedrängt werden würden (vgl. „Die Presse“: 19/09/2012: 11). Geißler erwähnt weiters, dass Migrant*innen durch die Bezahlung von Steuern Geld sparen würden, anstatt dem Staat mehr zu kosten, da sie mehr in die Kassen einzahlen, als sie zurück erhalten (vgl. Geißler 2000: 137). Einen weiteren in medialen Öffentlichkeiten unterbelichteten Faktor stellen die Betriebe und Unternehmen von Migrant*innen dar, die dadurch erfolgreich Arbeitsplätze geschaffen haben. Geißler erwähnt noch, dass sich Migrant*innen ebenso an die Gesetze halten (wie Deutsche) und „(...) deutlich gesetzestreuer sind als Deutsche mit vergleichbarem Sozialprofil.“ (ebd.: 137). Medien berichteten wenig über „(...) ihre guten und schlechten Erfahrungen in einem „fremden“ Land, über ihren Alltag und ihre Identitätsprobleme, über ihre Befindlichkeiten, Wünsche und Ängste. Zusammenfassend lässt sich festhalten, „(...) daß akzeptanz- und integrationsfördernde Facetten der ‚Migrantenrealität‘ nur sehr unzureichend erhellt werden. Stattdessen dominieren die grell beleuchteten Bedrohungsszenarios.“ (ebd.: 137).

Die Forderungen von M-Media

Im Rahmen der Interviews habe ich nachgefragt, welche „Bilder“, welche „Wirklichkeit“ die Teilnehmer*innen in den Artikeln konstruieren wollen, bzw. wie sie sich selbst darstellen

wollen.

Auf die Frage, welchen Forderungen gemeint sind, wenn von „Informationsumkehrung“ gesprochen wird, äußerte Inou, dass sie

„(...) andere Bilder erzeugen wollten. Das heißt, nicht das Bild des Opfers, sondern das Bild des aufrecht stehenden Migranten, der innerhalb dieser Gesellschaft auch etwas zu sagen hat. (...) Migrant*innen, die sich selbst ermächtigen können, die selbst reden, (...)“ (Interview Inou: 6).

Im Bezug auf strukturelle Bedingungen und Diskurse ist es für Inou ein Anliegen, über die „blinden Flecken“ im Journalismus zu berichten. Er betont, dass der Blick des Anderen nicht immer dem entspricht, was du seist und spricht davon, dass es wichtig sei, „ihre Themen“ einzubringen.

Was genau „ihre Themen“ inhaltlich betreffe, wurde nicht genau erläutert und kann auch nicht für die heterogene Personengruppe „Migrant*innen“ gelten. Auch Akinyosoye betont, dass es nicht die „eine Lösung“ für eine adäquate Berichterstattung und Darstellung von Migrant*innen gäbe. Sie fordert eine „faire Berichterstattung“, also dass Migrant*innen nicht immer nur als Defizite, bzw. als Ursache von Problemen, sondern auch als „Lösung“ für solche herangezogen und bewusst erwähnt werden sollten. Ebenso wie die Migrant*innen in der oben erwähnten Studie, spricht sich Akinyosoye für die Darstellung von Erfolgsgeschichten aus und auch, Migrant*innen in Positionen zu zeigen, „wo alles in Ordnung ist“ (vgl. Interview Akinyosoye: 13). Ein weiterer Punkt sind „empowernde“ Bilder, die vor allem jungen Menschen mit Migrationshintergrund zeigen, welche Möglichkeiten ihnen in einer diversen Gesellschaft geboten sind. Auf die Frage, ob dies Widerstand bedeute, wurde dies von Akinyosoye bejaht, sie verwies aber erneut auf die „konstruktive Kritik“, um „Diskurse anzustacheln“ und Strukturen zu verändern, indem man lösungsorientiert propagiert, in manchen Fällen kooperiert, gleichzeitig aber auch beständig autonome Initiativen und Strategien ergreife (vgl. ebd. 3 und 15). Das Expert*innen, die in den Artikeln zu Wort kommen differenzierter ausgewählt werden sollen, ist ein Anspruch von dem journalistischen Team des Kooperationsprojekts im Bezug auf die Recherche zu den Artikeln. Berichterstattung über Migration und Integration kam bis vor etwa einem Jahrzehnt - ähnlich wie in der Asylberichterstattung bis heute – gänzlich ohne die Stimmen der Betroffenen, also der Migrant*innen aus. Im Großteil der Berichterstattungen wurde die wissenschaftliche, politische, wirtschaftliche „Expertise“ zu Wort gebeten, um über die Themen und ihre Lage im Bezug auf Migration und Integration zu berichten. Auch die Wahl der Interviewpartner

kann als Kritik aufgefasst werden, welche u.a. als Motor für Veränderung verstanden werden kann (vgl. Interview Inou: 9, Akinyosoye: 15).

Erfüllen diese Forderungen und Eingeständnisse eine „kritische Darstellung“? In ihrem Text „Migration und kritischer Journalismus“ wirft Gouma die Frage nach genau dieser Variablen auf. Welche Aufgaben hat nun „kritischer Journalismus“ im Bezug auf die Arbeit von Migrant*innen im Kontext der Repräsentation? Im nächsten Kapitel wollen wir auf Theorie und Aktivismus übergreifende Formen der Selbstermächtigung eingehen. Zuvor werden aber überblicksmäßig *strukturelle* Initiativen, die sich v.a. mit Zugängen zu Redaktionen beschäftigen, vorgestellt. In der Abbildung 2 füllen diese die Quadranten B) und D). (Selbst-)Ermächtigung steht aus dem Grund in Klammern, weil dies Faktoren sind, auf die Migrant*innen nur indirekt, z.B. durch Lobbying oder Campaigning Einfluss nehmen können. Aufgrund starrer Systemdynamiken und Herrschaftsansprüche werden Veränderungen ohne Einwirken von Migrant*innen aber wohl kaum stattfinden.

3.5.2 Von selbst erkämpften Zugängen

In den angeführten Studien, seitens M-Media und auch darüber hinaus wird neben inhaltlichen Forderungen gleichzeitig die Notwendigkeit der faktischen Präsenz von Migrant*innen in Redaktionen selbst angesprochen. Auch Erich Kocina, stellvertretender Resortleiter vom Chronikteil in „die Presse“, der auch das Kooperationsprojekt begleitete, bestätigt, dass

„(...) ein Medium (...) in einer gewissen Weise auch ein Abbild von einer Gesellschaft (sei) und wenn wir große Teile der Gesellschaft da nicht drinnen haben, dann können wir auch die Bedürfnisse der Leute, die uns lesen wollen, nicht stillen.“ (Interview Kocina: 2).

Gleichzeitig betont er, dass dies nichts mit Migration zu tun habe, sondern auch mit Alter und Geschlecht, etc. Inhaltliche Forderungen müssten also immer mit der praktischen Umsetzung einhergehen, „diskursives Material“ an eine breite Öffentlichkeit zu transportieren. Gouma schreibt, dass kritischer Journalismus durch Migrant*innen erfordere, dass theoretische Reflexionen praxisrelevant würden. Sie betont aber, dass dies besonders in alternativen, unabhängigen Medien möglich sei (vgl. Gouma 2012: 36). Sogenannte alternative Medien seien ein Ort radikaler Gesellschaftskritik und ermöglichten eine Sicherung der

Sprecher*innenposition, bzw. ein Vermeiden des „Sprechens über sie. Kooperationen wären in der Hinsicht förderlich, als sie Öffentlichkeit für Themen migrantischer Kämpfe schaffen könnten, die sonst schwer ein breites Publikum erreichten (vgl. ebd.: 41f).

Medien und Diversität

Diversität ist ein Konzept das davon ausgeht, dass sich die Vielfalt menschlicher Identitäten positiv auf Gesellschaften auswirkt. Es strebt die bewusste Inklusion aller Menschen und deren inhärenten Charakteristika wie Alter, Behinderung, ethnische Zugehörigkeit, Gender, sexuelle Orientierung, Weltanschauung oder Bildungshintergrund, etc. an und fordert im Zuge dessen eine *Gleichstellung*. Inou verortet das Diversity-Konzept im Civil Rights Movement in den USA, bezogen auf Martin Luther King oder Malcolm X, welches besagt, Menschen in all ihren Erscheinungs- und Identifizierungsformen zu respektieren und ihnen die gleichen Chancen zu gewähren (vgl. Interview Inou: 3). Diversität wurde im Rahmen soziologischer Diskurse in Zusammenhang mit dem (viel kritisierten) Konzept des Multikulturalismus diskutiert, wobei es eine "full participation for all groups of society, (...) which combines the principle of universality of rights with the demand for differential treatment for groups which have differing values, interests and needs." (Castles 1994 zit. Nach Görg/Pühretmayer 2000: 39) meint. Philomena Essed, die sich in ihren Studien u.a. mit Alltagsrassismen, Gender, Konzepten von Kultur und People of Colour auseinander setzt, plädiert ebenso für das Konzept der Diversität. Siehe darin Möglichkeiten für Wahl- und Identifikationsprozesse, welche sich in ständiger Ausverhandlung befänden. Idealerweise sollten diese individuellen Präferenzen losgelöst von Macht verhandelt werden. Essed ist sich darüber bewusst, dass herrschaftsfreie Räume nicht existieren, spricht sich aber dafür aus, das Konzept der Diversität als Verhandlungsraum zu nehmen, welcher als Rahmenbedingung für die Erarbeitung antirassistischer Reflexionen und Strategien dienen könnte (vgl. Essed zit. nach Görg/Pühretmayer 2000: 40). Görg und Pühretmayer greifen diese Auffassung auf und stellen Diversität „(...) in den gegebenen Rahmen von Macht und Hegemonie.“ (Görg/ Pühretmayer 2000: 40). Dabei verorten Sie die Anwendung des Konzepts potentiell in NGOs, antirassistischen Subkulturen als auch im Bildungssektor und dem Wissenschaftsdiskurs. (vgl. ebd.: 40).

Linder betont ebenso die Ambivalenz des Konzepts. Berufend auf Mecheril diene der Zugang zu Diversität hegemonialen als auch emanzipatorischen Interessen. Erstere meine Mecheril in ökonomischem Sinne zur Leistungssteigerung, während in emanzipatorischem Sinne die

Praxis der Diversität dem Ausschluss von Personengruppen entgegen wirken könne (vgl. Mecheril 2007 zit. nach Linder 2007: 28). Dieser Zugang erscheint mir ambivalent, als auch die emanzipatorische Komponente an paternalistischen Konzepten fest zu hängen scheint.

Europäische Diversity-Kampagnen

Daniela Kraus hat am Symposium anlässlich des African Press Day 2010 das Engagement der EU für mehr Diversität zusammengefasst. Die EU engagiere sich ambivalent um eine Reihe von Anti-Diskriminierungs-Rechtsvorschriften, wobei zu sagen ist, dass es sich um Statements handle, die von den Ländern umgesetzt werden sollen, ohne klare Rahmenbedingungen vorzugeben (vgl. Kraus 2012: 73).

„Konkretere Maßnahmen bezüglich Medien und Diversität sind zum Beispiel Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen für Journalist*innen, Diversity-Maßnahmen, um den Zugang für Migrant*innen zu Medien zu erleichtern, außerdem gibt es Studien und Journalist*innenpreise – insgesamt also nicht sehr viel.“ (ebd.: 73).

Die europäische Gemeinschaft gebe Empfehlungen für Politik, Medien und Zivilgesellschaft, wie Diversität umgesetzt und gefördert werden könne. Weiters leiste sie konkrete Beiträge durch die Förderung von Community-Medien (Lernpartnerschaften, Förderung von Vernetzung oder Unterrichtsmaterialien) und der Ausbildung von Journalist*innen mit Migrationshintergrund. Auch von Seiten der EU werde kritisiert, dass Migrant*innen als hauptberufliche Journalist*innen und Redakteur*innen zu wenig in den Redaktionen tätig seien, während sie gleichzeitig im Blicke der Berichterstattung stehen. Kraus spricht in ihrem Aufsatz auch die Frage der Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten an: Was bringe eine Empfehlung, wenn es an ihrer Umsetzung mangle, bzw. keine Evaluationen stattfinde? Dennoch müsse an dieser Stelle gesagt sein, dass das Makrosystem „EU“ richtungsweisend fungiere, dabei der Spielraum der Länder, inwiefern sie diese Richtlinien befolgen, dennoch sehr groß bleibe. im Falle der Länder der EU hinke das Diversitätskonzept ihrer Umsetzung hinterher (vgl. ebd.: 74).

Mediale Integration versus Diversität in Medien

Geißler sieht als eine Funktion und Aufgabe von Massenmedien die Integration ethnischer Minderheiten „in die medial hergestellte Öffentlichkeit“ und die Integration ethnischer Minderheiten in das Mediensystem (vgl. Geißler 2005: 71). Gruber, Herczeg und Wallner

haben dies als Integration *in* und *durch* Medien bezeichnet (vgl. Gruber/ Herczeg/ Wallner 2012). Zunächst unterscheidet Geißler zwischen „Medialer Segregation“ und „Assimilativer medialer Integration“, wobei erstere dann vorliege, wenn Minderheiten ausschließlich alternative Medien nützen und dadurch „Teilöffentlichkeiten“ existieren und in Massenmedien personell nicht vertreten seien. Mit „Assimilativer medialer Integration“ wiederum meint er die Begebenheit, wenn Minderheiten zwar in Redaktionen der Massenmedien adäquat vertreten wären, aber die Interessen der Minderheiten nicht mehr vertreten und repräsentieren würden. Demgegenüber führt Geißler die „Interkulturelle mediale Integration“ ein, in welcher interkulturelle Kommunikation „verzahnt“ stattfinden könnte. Auch in diesem Konzept müssten Minderheiten in den Redaktionen adäquat präsent sein, aber weiterhin spezifische Interessen von Minderheiten vertreten und re-präsentieren (vgl. Geißler 2005: 72ff). Dieses Konzept kann zur Umsetzung von Diversität in Medienredaktionen führen, ist aber in der Hinsicht problematisch, als Migrant*innen dadurch erneut Kategorisierungen durch den Bezug auf „ihre Interessen“, bzw. Migrationsthemen eine Begrenzung erfahren.

Husband argumentiert ähnlich wie Geißler und spricht sich für die Schaffung von „multi-ethnischen Öffentlichkeiten“ aus. Um demokratische Prozesse in Gesellschaften garantieren zu können, müsse auch die Medienlandschaft divers gestaltet sein und Zugänge für alle Gruppen zur Medienproduktion öffnen. Dafür sieht Husband staatliches Einwirken in Form von Garantien der Voraussetzungen für mediale Kommunikation vor, was im konkreten bedeute, „verschiedenen Gruppen eine Mediale Öffentlichkeit zu gewähren.“. Das Recht zu kommunizieren sei laut Husband ein „Menschenrecht der dritten Generation“ (third generation human right) (vgl. Husband 2000 zit. nach Böse/ Kogoj 2002: 293f).

Jürgen Habermas wiederum fordert nach „Kommunikationsbedingungen, unter denen eine Meinungs- und Willensbildung eines Publikums von Staatsbürgern zustande kommen kann.“ (Habermas 1990 zit. nach Winter 2010: 89).

4. Gegenhegemoniale Diskurse

„Can a dominant regime or representation be challenged, contested or changed?“

Hall 1997b: 269

„Wenn es kein Außerhalb der Macht gibt, keinen privilegierten oder subalternen Punkt, der zu distanzierteren Analysen befähigt, keinen „Ort der großen Weigerung“, dann ist Foucaults Zusatz: „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand“ naheliegend.“

(Hammer 2007: 37).

Die Positionierung der beiden Zitate ermöglicht einen interessanten Dialog und eine direkte Antwort auf Stuart Halls herausfordernde Frage. Hall spricht von einem dominanten Regime und Repräsentation und fragt, ob es möglich sei, vorherrschende Repräsentationsdynamiken (subversiv) zu bekämpfen. Hall geht, wie bereits im zweiten Kapitel dieser Arbeit erwähnt, von der Möglichkeit aus, dass negative Bilder durch Umdeutung von Begriffen zu einer Neudeutung dieser führen können. Foucault legt - für dieses Kapitel relevant – bezüglich der Macht an dieser Stelle den Fokus darauf, dass (*Migrantischer*) Widerstand bereits ab dem Zeitpunkt existiere, an welchem Macht (*über Migrant*innen*) ausgeübt werde.

Dass es überhaupt einen Diskurs um Migration geben kann, bedingt, dass es Menschen die migriert sind, gibt. Und wenn der thematische Inhalt von Migrationsdiskursen v.a. die Migrant*innen sind, und als Objekte darin instrumentalisiert werden, so bedeutet dies gleichermaßen, dass diese Subjekte keine starren, in struktureller Diskriminierung verhafteten „Opfer“ waren, sondern durch das Bewusstsein dieser Diskriminierung auf verschiedene Art und Weise Widerstand geleistet haben.

Wie ich schon in der Einleitung dieser Arbeit betont habe, wird Sprache und auch das Spielen damit, als eine mögliche Form von Widerstand empfunden. Die kritisch-reflektive Auseinandersetzung mit diskriminierenden Praxen *weißer* Vorherrschaft und die damit einhergehende bewusste Produktion von Texten und ihre Verbreitung - in dieser Arbeit besonders im Bezug auf die Re-Präsentation - werden im Folgenden ebenso als widerständige Praxen verstanden. Migrantischer Widerstand in diesem Kontext und kollektiv geäußert kann als gegenhegemonialer Diskurs empfunden werden. In dieser Arbeit wird einerseits betont, dass Migrant*innen aktiver Teil des Diskurses waren und sind (also „diskursives Material“ produzieren), seit es einen Diskurs um Migration gibt. Außerdem wird argumentiert, dass

durch das zunehmende Bewusstsein um die Diskriminierungen und die gemeinsamen Erfahrungen dieser, - also die Tatsache, dass die Diskriminierung Struktur hat - zu kollektiven, transnationalisierenden Formen widerständiger Praxen führen. Im österreichischen Kontext, führte v.a. die schwarz-blaue Regierung um die Jahrtausendwende, die klar gegen Migrant*innen aufgetreten ist, zu sich transnationalisierenden Aktionen und Reflexionen innerhalb der Migrant*innenszene. Im Folgenden soll ein Blick auf die Geschichte von Selbstorganisationen und Antirassismus in Österreich geworfen werden, um die Hintergründe gegenhegemonialer Diskurse um die Darstellung von Migrant*innen, zu verstehen. Dabei wird erörtert, wie sich das Bewusstsein und damit die Formen der Organisation von Migrant*innen verändert haben. Im letzten Teil haben habe ich erarbeitet, dass ein Anliegen von Migrant*innen selbst-definierte Darstellung(en) sind, die in der Praxis redaktioneller Tätigkeit ihren Ausdruck finden sollen. Im Folgenden soll zunächst darauf eingegangen werden, wie Migrant*innen sich mit diesen Diskursen auseinandersetzen und wie sie auf rassistische Diskriminierungen re-agierte. Dabei soll auch dargestellt werden, wie und wodurch Migrant*innen „pro-aktiv“ Diskurse schufen und schaffen. Dies gilt als Ausgangspunkt als auch Umsetzung widerständiger Praxen, um der hegemonialen Logik, die die diskriminierenden Diskurse durchzieht zu durchbrechen und Re-präsentationsflächen für neue Wege zu schaffen.

4.1 Rassismen, gegenhegemoniale Diskurse und Strategien

Noah Sow, Schwarze Deutsche, Aktivistin und Autorin definiert in dem Werk „Wie Rassismus aus Wörtern spricht“ Rassismus als

„(...) die Verknüpfung von Vorurteilen mit institutioneller Macht. Entgegen der (bequemen) landläufigen Meinung ist für Rassismus eine >Abneigung< oder >Böswilligkeit< gegen Menschen oder Menschengruppen keine Voraussetzung. Rassismus ist keine persönliche oder politische >Einstellung<, sondern ein institutionalisiertes System, in dem soziale, wirtschaftliche, politische und kulturelle Beziehungen für → *weiße* Alleinherrschaftserhalt wirken. Rassismus ist ein globales Gruppenprivileg, das *weiße* Menschen und ihre Interessen konsequent bevorzugt. Rassismus ist white supremacy.“ (Sow 2011: 37).

Dieses komplexe Konzept von Rassismus re-produziert und manifestiert sich somit auch in und durch Sprachhandlungen (vgl. Nduka-Agwu/ Lann Hornscheidt 2010: 12f). Nach

Johnston-Arthur und Görg funktionieren Rassismen vielschichtig auf soziokulturellen, individuellen und institutionellen Ebenen, welche untrennbar miteinander verbunden sind (vgl. Johnston-Arthur/ Görg 2000: 8). Stellungnahmen aus dem österreichischen Innenministerium beziehen sich z.B. stark auf den individuellen Rassismus indem sie rassistisch diskriminierende Vorfälle einzelnen Individuen zuschreiben und damit regelmäßig versäumen, Verantwortung für institutionell verankerte Rassismen zu übernehmen. Das Bewusstsein, rassistisch zu sein und dies durch konkrete Praxen beständig zu reproduzieren steht in Österreich erst am Anfang und wird v.a. von folgenden Gruppen aufgegriffen und reflektiert: Selbstorganisationen der rassistisch Diskriminierten, linken Gruppen, bürgerlich-liberalen Gruppen und feministischen Gruppen (vgl. ebd.: 9). Der Zugang zu Antirassismus und die jeweilige Erscheinungsform der praktischen Umsetzung divergieren laut Johnston-Arthur und Görg bei diesen Gruppen und werden folglich von den Autor*innen in sogenannten „moralischen Antirassismus“ und „politischen Antirassismus“ unterschieden. Ersterem werden linke und bürgerlich-liberale Gruppen zugeordnet, Zweitere seien feministische Gruppen und Selbstorganisationen von rassistisch Diskriminierten, welche einen politischen Antirassismus verfolgten (vgl. ebd.: 9). Diese Einteilung erscheint sehr kategorisch und folgt einer geradlinigen Argumentation. Antirassistische Praxen finden in ihren Ausdrucks- und Kommunikationsformen sehr heterogen statt und es finden in ihrer Umsetzung Überschneidungen bezüglich des Zuganges, Rassismus zu bekämpfen statt. In Bezug auf M-Media, welche als Selbstorganisation klar dem politischen Antirassismus zuzuordnen ist, so finden doch Koalitionen und Kooperationen mit bürgerlich-liberalen und linken Gruppen statt. Dadurch finden in der antirassistischen Arbeit Vernetzungen statt, die nicht klar definierbar sind. Inwiefern neue Diskurse proliferiert werden können hängt bei allen antirassistischen Gruppen vom Zugang zu Ressourcen (zu Medien und „symbolischem Kapital, als auch zu Kapital) ab und als sich v.a. Selbstorganisationen in marginalisierten Positionen befinden, sind Vernetzung und bewusste Koalitionen eine konstruktive Möglichkeit, selbst definierte Inhalte zu thematisieren und dementsprechend Diskurse zu bilden. Inou betont, dass zu einem Zeitpunkt, an dem noch keine strukturelle Basis in Österreich existierte, NGOs den diskriminierten Akteur*innen eine Position (z.B. in Form von Räumlichkeiten) boten, von der heraus sie ihre „eigenen“ Visionen umsetzen konnten. Dabei wirkte das bereits existierende Netzwerk empowernd für migrantische Aktionen (vgl. Interview Inou: 2). Inou erwähnt, dass gleichzeitig neben den Netzwerken, Initiativen wie z.B. Radio Afrika aufgebaut wurden, weil es notwendig ist Aktivismus auf mehreren Ebenen zu

formen (vgl. Interview Inou: 2). Laut Johnston-Arthur, Görg und Pühretmayer drücke sich moralischer Antirassismus in „moralischen Apellen“ an die hegemonialen Kräfte aus und greife nicht tief genug, weil damit rassistische Strukturen nicht subversiv bekämpft werden könnten, da innerhalb dieser rassistischen Strukturen gearbeitet werde (vgl. Johnston-Arthur/Görg 2000: 9f). Das Interesse von Akteur*innen des moralischen Antirassismus sei, weiterhin die Strukturen aufrecht zu erhalten und rassistisch Diskriminierte würden nur insofern unterstützt werden, als ihre Anliegen die „eigenen“ Privilegien nicht gefährde (vgl. ebd.: 10). Ein weitreichender Effekt dessen sei dann, dass rassistisch Diskriminierten „(...) die eigene politische Handlungsfähigkeit (...)“ abgesprochen werde (ebd.: 11).

Der politische Antirassismus hingegen konzentriere sich dem gegenüber auf die Ursprünge und Hintergründe von Rassismen und seine strukturelle Verwurzelung in Gesellschaftssystemen und habe die Absicht, subversiv die herrschende Ordnung aufzuheben und gegenhegemoniale Strukturen zu schaffen. Im Fall von der Selbstorganisation M-Media, welche einerseits institutionell unabhängige Kampagnen durchführt, gleichzeitig auch ein Kooperationsprojekt mit einer etablierten Tageszeitung durchführte, lässt den Schluss fassen, dass eine Kategorisierung nicht möglich ist. In der Studie „Strategische Potentiale gegen Antirassismus“ betonen Görg und Pühretmayer die Notwendigkeit, die Mechanismen von Rassismen zu untersuchen. Antirassismus sei aber unbedingt als eigener Gegenstand zu betrachten, und solle nicht als Ableitung und Antwort auf Rassismen verstanden werden. Die Autoren unterscheiden Antirassismus in einen „reaktiv-binären“, einen „ökonomisch-kulturellen“ und einen „emanzipatorischen Antirassismus“ und meinen mit letztem den besagten „politischen Antirassismus“ (vgl. Görg/ Pühretmayer 2000: 33). In ihrem Text meinen sie damit ein

„(...) polyzentrisches, sich überschneidendes Set von politischen Diskursen und Praktiken, das Antworten auf Rassismen kombiniert mit der Konstruktion eines alternativen Gesellschaftsprojekts, das von Werten wie soziale Gerechtigkeit, Gleichheit, Menschenwürde, Solidarität, von Menschenrechten, Demokratie und Offenheit gegenüber ‚Anderen‘ bestimmt wird.“ (ebd.: 33).

Die Schwierigkeit antirassistischer Praxen liege laut den Autoren in der speziellen Struktur der Herrschaftsausübung, welche Aktivist*innen keine essenzielle Angriffsfläche biete. Antirassistische Strategien und Maßnahmen treffen auf flexible Strukturen breit organisierter und institutionell bürokratisch angelegter Herrschaft, welche das Potential des Widerstands verpuffen lassen könne. Dies funktioniere in der Hinsicht, dass vermeintlich verantwortliche

Funktionäre, in bestimmten Perioden ausgetauscht werden könnten. (vgl. ebd.: 71). Im Fall von Österreich kann als Beispiel die Abfolge der Innenminister*innen Prokop, Platter, Fekter und Mikl-Leitner die Argumentation von Görg und Pühretmayer veranschaulichen. Geht man von dem Konzept des moralischen Antirassismus aus, so erfolgten Anschuldigungen bezüglich des Fremdenrechts in Österreich ebenfalls individualisierender Logiken. Im Zentrum der Kritik standen oft die genannten Innenminister*innen, anstelle die rassistische Struktur hinter der Verschärfung des Fremdenrechts in Diskussion zu stellen. Da die Positionen der Politiker*innen in der Politik gesichert waren, mussten die Anschuldigungen, welchen jenen Einzelpersonen zugeordnet wurden, nach deren Amtszeit verpuffen. Demgegenüber schlagen Görg und Pühretmayer vor, Gegenhegemonien zu herrschenden Strukturen durch Interessensgruppen zu schaffen. Aktivist*innen könnten durch ihre Bemühungen erreichen, die Apparate subversiv in Bewegung zu bringen. Um dies umzusetzen müssten erstens neue Subjektpositionen ausgearbeitet und gleichzeitig gezielte Bündnisse mit etablierten Kräften geschlossen werden, um sozusagen im Sinne der Hebelwirkung Subversion in und aus dem Zentrum der Macht heraus leisten zu können (vgl. ebd.: 72). Legt man diesen Ansatz auf das Kooperationsprojekt von M-Media mit „die Presse“ um, so stellt sich die Frage nach den Interessen der sogenannten Bündnispartner und auch der asymmetrischen hegemonialen Verhältnisse. Die selbst wahrgenommenen Motivationen von „die Presse“, ein Kooperationsprojekt einzugehen waren

„(...) neue Sachen auszuprobieren, neue Wege zu beschreiten, die ungewöhnlich sind. Andererseits natürlich auch eine Motivation, (...) selber ein bisschen Gefühl für Diversität zu bekommen und (...) auch den Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund in der Redaktion selbst zu heben (...)“ (Interview Kocina: 1).

Weitere Interessen von „die Presse“ waren „neue Inputs“ und “(...) interessante Geschichten (...) von Leuten, die andere Zugänge haben (...)“, „neue Leute“ und auch, die Bedürfnisse einer heterogenen Leserschaft erfüllen zu können (vgl. ebd.: 1).

M-Media verfolgt das Anliegen, „(...) in unserer Gesellschaft die Struktur zu verändern (...) damit wir (*Migrant*innen*) in Zukunft auch besser wahrgenommen werden, besser akzeptiert werden“ (Interview Inou: 1) und erwartete sich von dem Kooperationsprojekt im Speziellen,

„(...) andere Bilder erzeugen (...) Migrant*innen, die sich selbst ermächtigen können, die selbst reden (...), „(...) auf die blinden Flecken im Journalismus im Bezug auf unsere Themen aufmerksamer zu

machen (...)“ (Interview Inou: 6f, Anm. durch Verfasser*in).

Auf die Interessen der Fördergeber*innen kann bezüglich ihrer selbst wahrgenommenen Interessen nicht eingegangen werden, weil ich mit diesen keine Interviews geführt habe. Akinyosoye weist aber darauf hin, dass eine Kooperation dann einschneide, wenn die Kooperationspartner nicht dieselben Ziele hätten.

„(...) in der Kooperation mit der Presse war vollkommen wunderbar, weil ich glaub, wir hatten das selbe Ziel, da gibt's Nuancen, wo man sagt,...aber...kritische Journalisten und ein Ministerium können nie das selbe Ziel haben, das ist für mich de facto nicht möglich, ja. Also, da macht irgendwer was falsch.“
(Interview Akinyosoye: 14).

Auf das konstruierte Produkt *in* der „Integrationsseite“ nahmen die Fördergeber die ersten vier Jahre wenig Einfluss, für das Jahr 2012 ist auffallend, dass das Staatssekretariat für Integration teilweise eine Machtdemonstration praktizierte. Dies drückte sich nicht thematisch in den Artikel selbst aus, sondern durch eigenständig formulierte und abgedruckte Texte in einem Kasten auf der „Integrationsseite“ (siehe Kapitel 5) und ist für Rezipient*innen wahrnehmbar.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sich die Interessen von „die Presse“ und jene von M-Media überschneiden. M-Media konnte somit seine Zielsetzungen erreichen, ohne grundlegende Veränderungen ihrer Inhalte vornehmen zu müssen. Die Interessen mit dem Integrationssekretariat, bzw. vorher dem B.M.I waren divergent und in der Umsetzung im Jahr 2012 musste M-Media einerseits einen Verlust von Re-präsentationsfläche, als auch so manche Einschränkungen im journalistischen Arbeiten verzeichnen.

Als gegenhegemoniale Praxis kann die Arbeit innerhalb der Kooperation nach Verständnis von Görg und Pühretmayer dennoch bezeichnet werden. Görg und Pühretmayer sprechen von sogenannten „Spaltungsmomenten“ welche in Zentren hegemonialer Strukturen getragen werden sollen und dort Potential hätten, über „(d)as Feld des Diskursiven“ subversiv wirken zu können (vgl. Görg/ Pühretmayer 2000: 72). Somit können auch asymmetrische Kooperationen im Sinne antirassistischer Bestrebungen wirken, es ist aber darauf hinzuweisen, dass diese Praxen innerhalb bestehender Strukturen ausgeführt werden und somit diese aufrecht erhalten, bzw. teilweise reproduzieren.

Auch Bojadzjev diskutiert die Frage der Autonomie in ihrem Werk „Die windige Internationale - Rassismus und Kämpfe der Migration“, v.a. am Beispiel Frankreichs und

spricht, sich auf Fanon beziehend, von einer „Entsubjektivierung“ (vgl. Bojadzijeve 2012: 263ff) Sie meint damit, dass es eine Möglichkeit des Widerstands sei, Zuschreibungen bewusst durch reproduzierende soziale Praxen herauszufordern. Dadurch würden herrschende Gruppen in dem Glauben assimilativer Bestrebungen von Migrant*innen gelassen, um punktuell Momente dazwischen nützen zu können, in welchen die Zuschreibungen und Kategorien gebrochen werden könnten (vgl. ebd. 2012: 264).

Auch Mignolo spricht in seinem Aufsatz „Geopolitics of sensing and knowing: on (de)coloniality, border thinking and epistemic disobedience“ von jenen Momenten und (geistigen) Orten dazwischen, welche rassistisch Diskriminierte schaffen und nützen müssten, um aus bestehenden „westlich“ dominanten Strukturen¹⁶ ausbrechen zu können. Mignolo kritisiert, dass Bevölkerungen von „Ländern des Südens“ durch die Einführung von Formulierungen und Ausdrücken von „westlichen“ Agent*innen und Institutionen „erfunden“ und als Unterlegene deklassiert wurden. Jene vermeintlich „Unterlegenen“ hätten nun laut Mignolo einerseits die Möglichkeit, diese Erniedrigung zu akzeptieren, sich zu assimilieren, oder, wie der Autor vorschlägt, selbst entwickelte Konzepte des „border thinking“ und „border epistemology“ als gegenhegemonialen Widerstand zu ergreifen (vgl. Mignolo 2011: 275). Theoretiker*innen der sogenannten Peripherie würden sich dabei zwar weiterhin in imperialen Sprachen (Englisch, Französisch, Spanisch, etc.) ausdrücken, seien sich dabei durch ihre kollektiven Erfahrungen der Diskriminierung ihrer Position durchaus bewusst und würden somit „(...) with our bodies in the border (...)“ schreiben (Mignolo 2011: 277). Mit „border thinking“ meint Mignolo, aus dem Bewusstsein heraus, dass die definierte Unterlegenheit von hegemonialen Diskursen aufgetroyiert und konstruiert wurde, heraus zu agieren. Dabei gäbe es die Möglichkeit, sich auszuklinken und keine der angebotenen Optionen zu wählen.

„We, the anthropos, dwell and think in the borders; with decolonial awareness, you are already on the way to delinking and, to delink, you need to be epistemically disobedient. (...) Border thinking in other words is the necessary condition to think decolonially.“ (Mignolo 2011: 277).

Diese Überlegungen können auch auf das Kooperationsprojekt von M-Media und „die Presse“ bezogen werden. Die Idee, kollektiv an ein Massenmedium heranzutreten, entsprang einer

¹⁶ Zu Zeiten der Unabhängigkeitskämpfe der sogenannten „südlichen Länder“ galt es, bestehende Konzepte des Kapitalismus, als auch des Kommunismus zu übergehen. Dabei spielte die „Bandung Conference“ (1955) eine große Rolle, auf der sich Player der Länder des „Südens“ trafen, um gemeinsame Visionen und Strategien auszuarbeiten. Sie einigten sich auf das Konzept der „Dekolonialisierung“, mit welchem sie meinten, selbstbestimmte Wege dazwischen, unter ständiger Reflexion ihrer Position(en) zu gehen.

Position des „border thinking“. Somit konnten gegenhegemoniale Diskurse in ein Medium mit breiter Öffentlichkeitswirksamkeit fließen, welche Migrant*innen selbst definierten. Damit wurde vorherrschenden Fremddarstellungen durch bisher unübliche Formen migrantischer Organisation entgegen getreten und ein klares Zeichen gesetzt. Durch das Bewusstsein gemeinsamer Diskriminierungen unter Migrant*innen organisierten sich diese, um einerseits ihre Selbstdefinition zu stärken (Identität), ihre Rechte einzufordern und um auf ihr Recht auf Selbstbestimmung und Selbstdefinition zu bestehen.

„Dieses Streben und die Notwendigkeit, sich gegen Rassismus, Diskriminierung und die allgemeine gesellschaftliche Schlechterstellung zu wehren, ziehen entsprechend darauf ausgerichtete Formen von Selbstorganisationen nach sich.“ (Josten 2012: 52 zit.nach Waldrauch/Sohler 2004).

4.2 Selbstorganisationen von Migrant*innen

Migrant*innen-Organisationen definiert Pries als

„(...) relativ dauerhafte Kooperations- zusammenhänge mit bestimmaren Zielen, einer mehr oder weniger formalisierten Struktur (z.B. Leitungsgremium mit Arbeitsteilung, Satzung) und identifizierbaren Mitgliedschaftsregeln (...)“ (Pries 2010: 16).

Pries betont außerdem, dass bestimmte Aspekte der wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Lebensrealitäten von Migrant*innen sich vom Rest der Gesellschaft unterscheiden und die Gründung von Interessensverbänden eine logische Folge der strukturellen Exklusion darstellt (vgl. ebd.: 16). Migrant*innen schlossen und schließen sich folglichermäßen „(...) zum Zwecke gemeinschaftlichen Zusammenlebens untereinander bzw. ‚nach innen‘ und/oder mit dem Ziel der kollektiven Interessensvertretung, ‚nach außen‘ in Migrant*innenorganisationen zusammen.“ (ebd.: 16). Selbstorganisationen als „(...) selbst gewählte Organisationsbewegung von Menschen innerhalb eines sozialen Raumes (...)“ (Batic 2001: 517), sind davon gekennzeichnet, dass die sich organisierenden Akteur*innen von rassistisch diskriminierenden Strukturen strukturell betroffen sind. Ihre Lebensrealitäten gestalten sich transzendent zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung, Zuschreibungen und Emanzipation aus hegemonialen Strukturen. Eine ihrer Zielsetzungen ist es u.a., beständig daran zu arbeiten, aktiv ihre Handlungsspielräume im Diskurs zu erweitern und selbst ermächtigt für sich zu sprechen, den Diskurs über Migration/ Migrant*innen mit- zu gestalten, bzw. zu

revolutionieren.

Migrant*innen-Organisationen sind in der Literatur noch wenig erforscht, auch Ludger Pries schreibt, dass in der sozialwissenschaftlichen Publikationen und Diskussionen die Migrant*innenorganisationen nur am Rande bis gar nicht thematisiert werden würden. Interessant finde ich, dass er von sogenannten drei Ebenen spricht und Migrant*innenorganisationen der Meso-Ebene zuordnet, welche in der Makro-Ebene „Migrationsregimes und Migrationssystemen“ ihren Handlungsspielraum hätten und sich auf Mikro-Ebene mit „(...) alltagsweltlichen Lebensprax(en) in Familien- und sozialen Netzwerkkontexten (...)“ (Pries 2010: 49) auseinandersetzen. Diese Mikro-Ebene ist auch jene Ebene, in welcher Definitionen und Selbstbezeichnungen produziert und erarbeitet werden, um sich Deutungsmacht anzueignen und dies in der Makro-Ebene zu positionieren. Das weiter unten zu untersuchende Kooperationsprojekt mit „die Presse“ führt grundsätzlich die drei Ebenen zusammen, indem eine auf der Meta-Ebene aktive Organisation mit einem etablierten Medium auf Makro-Ebene jene Elemente, bzw. diskursives Material produziert und einbringt, die die Organisation auf der Mikro-Ebene reflektierte und erarbeite. Dies beeinflusste sowohl die innerorganisatorische Struktur (Zielsetzungen, Ausrichtung,...) von M-Media, als es auch auf der Makro-Ebene auf Ebenen der Redaktionen bis hin zur Politik ihre Wirkung(en) erzielte.

Eine Untersuchung von Meyer und Peintinger zu pro-immigrantischer Mobilisierung durch zivilgesellschaftliche Akteur*innen im österreichischen Mediendiskurs kommt zu dem Ergebnis, dass Gegenmobilisierung in Österreich unter ungünstigen strukturellen Bedingungen stattfindet. Dabei wurden Institutionen mit einer fundierten Basis wie Caritas, Volkshilfe, SOS-Mitmensch, UNHCR, Asyl in Not,.. untersucht (vgl. Meyer/Peintinger 2012: 156). Betrachtet man die Gegenmobilisierung von selbstorganisierten Migrant*innenorganisationen, so befinden sich die Akteur*innen in einer vergleichsweise noch schlechteren Position, als sie – einerseits als Betroffene, andererseits als Marginalisierte - aus einer übergreifend diskriminierenden Ausgangssituation agieren. Im Falle von M-Media betont der Geschäftsführer Simon Inou aber, dass die bestehenden NGOs als Basis für seine Arbeit sehr hilfreich waren und sind, indem sie ihre Netzwerke und Raum für den Beginn selbstorganisierter Arbeit zur Verfügung stellten (Interview Simon Inou: 2).

4.2.1 Funktionen

Harald Waldrauch und Karin Sohler haben für den Wiener Integrationsfond, der MA 57 und die Arbeiterkammer Wien eine umfassende Studie zu „Migrantenorganisationen in der Großstadt“ durchgeführt und dabei die verschiedenen Communities separat berücksichtigt. Die Funktionen sehen sie in sozialen, kulturellen und politischen Organisationen, welche für die Migrant*innen im Prozess der Immigration besondere Bedeutung hätten (vgl. Sohler/Waldrauch 2004: 37). Selbsthilfe und solidarische Unterstützung durch Netzwerke unter Migrant*innen stelle die grundlegendste Funktion dieser Organisationen dar. Eine weitere Funktion betreffe die kulturelle Identitätsbildung und interkulturelle Vermittlung, welche in engem Zusammenhang mit dem Kampf für gesellschaftliche Rechte wie Religionsausübung, etc. stehe. Die Organisationen, die vorwiegend diesem Zweck folgten, ersetzten oder reproduzierten oft die in den Heimatländern vorhandenen Strukturen (vgl. ebd.: 37). Die Funktion der Politischen Organisationen und Interessensvertretungen könnten sich sowohl auf das Herkunftsland, als auch auf (politische) Interessen im Zuwanderungsland beziehen und zielen auf eine „(...) Verbesserung der rechtlichen, sozialen und ökonomischen Situation sowie der politischen Partizipation im Aufnahmeland (...)“ (ebd.: 38). Diese Formen von Organisationen können zur Überwindung institutioneller Diskriminierung beitragen, bzw. radikale Gesellschaftskritik ausüben und subversiv wirken. Eines der zentralen Merkmale von Migrant*innenorganisationen ist aber ihre „multi-sektorale“ und „multi-funktionale“ Ausrichtung, wodurch gerade geführte Einteilung in Funktionen weniger relevant wird, als sich die Organisationen durch die „(...) Verknüpfung einer Vielzahl an Aktivitäten im sozialen, kulturellen und interessens- bzw. minderheitenpolitischen Bereich manifestier(en).“ (Fijalkowski/Gillmeister 1997 zit. nach Waldrauch/Sohler 2004: 39).

4.2.2 Defensiv- und Partizipationsorientierte Migrant*innenorganisationen

Ljubomir Bratic unterscheidet zwischen defensiven und partizipationsorientierten Gruppen, die im migrantischen Widerstand „(...) das soziale Gefüge und das politische Agieren der MigrantInnen wesentlich prägen.“ (Bratic 2001: 517). Defensivorganisationen sind geprägt davon, dass sie zumeist von männlichen Migrant*innen der ersten Generation geschlossen wurden, sich mit Fragen zu kultureller Identität beschäftigen. Formen waren z.B. Kultur- und Sportvereine. Darin schließen sich zumeist männliche Migrant*innen zusammen, um sich - wie Bratic meint - mit der „(...) Verteidigung von diversen, nach innen orientierten Anliegen (kulturelle Identität, Sprache, andere Themen einer jeweils ethnisch geschlossenen Diaspora,

usw.) zu beschäftigen, (...).“ (ebd.: 524). Aufgrund der unsicheren Situation der Migrant*innen in Österreich sind diese Vereine von jahrzehntelanger Lobbyarbeit geprägt. Dadurch war ihnen die Existenz der Vereine gesichert, allerdings nicht die Möglichkeit, politisch unabhängig zu arbeiten.

Bratic definiert Widerstand als eine „(...) kritische, bewusste Distanz zu jeder zugeschriebenen gesellschaftlichen Stellung. Der Widerstand basiert auf einem Widerspruch zwischen dem Migrant*in-Sein und der Existenz als Teil der Aufnahmegesellschaft.“ (ebd.: 521f). Als Formen des Widerstands defensiv orientierter Migrant*innenvereine können verstärkte Familienzusammenführung als Reaktion auf das Ausländerbeschäftigungsgesetz in den 1970er Jahren, Ghettobildung als Schutzfunktion, informelle Informations- und Wirtschaftsräume oder auch die Eroberung von Räumen gelten (vgl. ebd.: 523). Ambivalent dabei sei die einerseits große Distanz zur Aufnahmegesellschaft als andererseits der beständige Integrationsakt. Die Ausrichtung und konkrete Umsetzung von Strategien und Maßnahmen innerhalb von Organisationen hänge aber auch an Faktoren wie dem Politisierungsgrad, Schichtzugehörigkeit, dem Bildungsniveau, der familiären und materiellen Verhältnisse, der Aufenthalts-rechtlichen und Arbeitsmarkt-rechtlichen Situationen der Migrant*innen in dem Komplex des Zuwanderungslandes ab (vgl. ebd.: 523).

Migrant*innenorganisationen im Österreichischen Kontext erfuhren in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre eine Neuorientierung des politischen Bewusstseins. Bratic diskutiert in seinem Aufsatz den Übergang von sogenannten defensiven zu verstärkt partizipationsorientierten Gruppen von Migrant*innen, als für die neuen Generationen die Organisationsformen kulturell und politisch zu eng wurden. Erstens weil die Meinungen, Zielsetzungen und Interessen der ersten und nachkommenden Generationen divergierten und Zweitens, weil der Lobbyismus auf repräsentative Tätigkeiten auf rechtliche Fragen beschränkt blieb, also keine tiefgehenden politischen Veränderungen erringen konnte, bzw. bei politischen Entscheidungen wenig bis gar keinen Einfluss hatten (vgl. ebd.: 525ff). Nachdem 1989 – 1993 durch den Fall des Eisernen Vorhangs eine „Hochphase der Zuwanderung“ (vgl. Demokratiezentrum 2013) von der Politik wahrgenommen wurde, führte dies zu Verschärfung in Aufenthaltsrechtlichen Angelegenheiten für Migrant*innen in Österreich. Das Lichtermeer 1993, das als Reaktion gegen das rassistische neue Fremden- und Aufenthaltsgesetz gehalten wurde, kann im Rahmen von Defensivorganisationen und dem damit einhergehenden „moralischen Anti-Rassismus“ verstanden werden. Sozio-historisch gesehen hat Österreich noch viel intensivere Aufarbeitungsarbeit zu leisten, dies sollte sich verstärkt in den Bildungsinstitutionen und

-inhalten ausdrücken. Fragen der Verantwortung bleiben aber begleitet von der politischen Leugnung, dass Österreich faktisch ein Einwanderungsland ist, unbeantwortet und führten vielmehr in Verschärfungen des Fremden- Aufenthalts- und Arbeitsrecht. Darauf reagierten Migrant*innen mit neuen Mitteln und theoretischen Zugängen. Die hohe Politisierung der nächsten Generationen führte zu einer kritisch reflektierten politischen Auseinandersetzung mit der Funktionsweise von rassistischen Systemen. In Verbindung damit konnte die Tatsache, dass in Österreich rassistischen Logiken gefolgt wird, in den Diskurs eingebracht werden und führte zu Empörung über das erstarkte Selbstbewusstsein einer neuen Generation. Partizipationsorientierte Selbstorganisationen kennzeichneten sich durch ethnische Inhomogenität, eine Folge der Loslösung der politisierten folgenden Generation von ihren Familien und des gemeinsamen Bewusstseins dieser Generation, Diskriminierung - durch beispielsweise aufenthalts-rechtliche Maßnahmen - zu begegnen. Diese Organisationsformen sind nicht von Lobbying geprägt, sondern stellen aktive Netzwerke mit „(...) arbeitsteilig spezialisierten Knotenpunkten und mit flachen Hierarchien, eine eher internationalistische Orientierung und schließlich einen hohen Politisierungsgrad, um Gleichstellung zu erreichen.“ dar. (Batic 2001: 525) Die Aktivist*innen wurden bereits in Österreich geboren, oder sind seit der Kindheit in Österreich sozialisiert, sodass sie sich als Teil der Aufnahmegesellschaft empfinden, sich gleichzeitig aber der Ausschlussmechanismen bewusst sind. Konkrete politische Aktionen, deren Zielsetzung es sei, politische Veränderungen zu forcieren, richten sich gegen den Nationalstaat, indem demokratische Rechte eingefordert werden. Da sich dieses Bestreben nach Gleichstellung aus der gesellschafts-politischen Situation der Migrant*innen ergibt, wird als logischer Schluss Widerstand geleistet. Dies müsse nicht unbedingt ideologisch in den Zielsetzungen der Organisationen verzeichnet sein (vgl. ebd.: 529). Weitere Merkmale von partizipationsorientierten Selbstorganisationen sei, dass Akteur*innen nur in geringem Maße Programme ausformulierten, sondern durch beständige kritische Reflexion werde Gleichstellung und wie sie zu erreichen sei, im Prozess diskutiert. Außerdem zeichneten sich solche Organisationen durch flachere Hierarchien aus, könnten aber von einer „intellektuellen Kaderbildung“ geprägt sein. Dies stehe letztlich ihrer Zielsetzung flacher Hierarchien entgegen. In partizipationsorientierten Organisationen spielen Netzwerke eine bedeutende Rolle (vgl. ebd.: 531).

4.2.3 Migrant*innenorganisationen und Widerstand

Die rechtliche Stellung in einem Staat beeinflusst faktisch die gesamten Lebensbereiche der Bevölkerungen. Je nach Stellung in hierarchisch konstruierten Selektionsmuster sind die Personen in der Lage, bzw. haben den Zugang zu jenen Strategischen Orten, ihre Lebensrealitäten direkt zu beeinflussen, sich selbst repräsentieren und für sich selbst sprechen zu können, oder eben weniger. Migrant*innen bewegen sich in einer intersektional diskriminierten Position in der Hinsicht, als sie – beispielsweise im Falle der Medien, welche sich zu einem der mächtigsten Institutionen der Deutungsmacht und Meinungsbildungsmacht in zeitgenössischen Gesellschaften entwickelt haben – sich in Systemen bewegen, in denen sie fremd-wahrgenommen dargestellt und konstruiert werden, ohne breiten Zugang zu jenen Institutionen zu haben, welche für die Darstellung verantwortlich sind. Demnach ergreifen Migrant*innen in Organisationen eine Möglichkeit, eigene „Räume“ der Konstruktion zu schaffen um Widerstand gegen rassistische Diskriminierung zu leisten und sich selbst zu ermächtigen. Die Frage, ob migrantische Selbstorganisationen implizit widerständig sind und agieren beantwortete auch Inou mit einem klaren ja, als das Ziel die strukturelle Veränderung bestehender Ordnungen im jeweiligen Gesellschaftssystem ist. Gleichzeitig betont er, dass es ihm und M-Media sehr wichtig sei, in Folge von Kritik auch konkrete Lösungen zu suchen und finden und diese dann umzusetzen.

„Wir leisten auf der einen Seite Widerstand gegen die herrschende Ordnung, dass Migranten nur als Probleme dargestellt werden. Und gleichzeitig arbeiten wir auch lösungsorientiert. Es ist nicht so, dass wir nur kritisieren. Wir sagen, okay, das passt nicht, und das sind unsere Lösung(en) (...) es gibt auch Alternativen - diskutieren wir darüber.“ (Interview Inou: 5).

Auch Akinyosoye schließt sich dieser Meinung an, indem sie das Kooperationsprojekt v.a. zu Beginn stark als Widerstand empfunden hatte. Dieser drücke sich allerdings nicht in dem Sinne aus, Proteste und Demonstrationen auf der Straße zu veranstalten, sondern er würde diskursiv geleistet; „(...) dass man protestiert gegen den Mainstream, gegen diese Mainstream-Medienlandschaft, die mit Migration, Integration vor ein paar Jahren, ich muss sagen unwürdig umgegangen ist (...).“ (Interview Akinyosoye: 3).

Wie zu beobachten ist, haben sich die Formen migrantischer Organisation an die sozio-historischen Bedingungen angepasst und dementsprechend deren Forderungen von zunächst

kulturellen, religiösen, etc. Rechten erweitert auf die Forderungen zu politischen Rechten u.a. in Form von Zugang zu „strategischen Orten“ bis hin zu subversiven Formen von Demonstrationen in der Öffentlichkeit. Zum einer dieser vielfältigen Forderungen, vor allem der „dritten“ Generation gehört das Recht „gehört zu werden“ und im tieferen Sinne, das Recht, dementsprechend auch „verstanden zu werden“. Die Selbstorganisation M-Media verfolgt in diesem Sinne die Zielsetzung der Selbstermächtigung durch selbstverständliche Einnahme bedeutungsgebender Positionen.

4.3 Die Selbstorganisation M-Media

Entstehungshintergrund und Zielsetzungen

Die neuen Protestbewegungen, die Ende der 1990er Jahre entstanden sind, sind auch Teil der Entstehungsgeschichte von M-Media. Simon Inou engagierte sich in dieser Zeit v.a. innerhalb der African Communities gegen die systematische Diskriminierung von Afrikaner*innen in der österreichischen Gesellschaft. Inou erklärte, dass in diesen Jahren ein großer Umbruch stattfand, was das gesellschafts-politische Engagement von Migrant*innen in Österreich betreffe und führt dies einerseits zurück auf die schwarz-blaue Regierung, die ganz klar rassistisch motiviert handelte und gegen Migrant*innen auftrat und auf den Mord an Marcus Omofuma 1999 durch „rassistischem Polizeiterror“, nach welchem zum ersten Mal Afrikaner*innen auf die Straße gingen, um gegen die rassistische Politik zu protestieren (vgl. Interview Inou: 2). Mit Radio Afrika und afrika-net arbeitete Inou bereits seit längerem an der diskursiven Einmischung und der eigenen Positionierung im Diskurs um Afrikaner*innen. In dieser, ich nenne sie hier „Umbruchsphase“ fand aber auch eine zunehmend erstarkende Transnationalisierung migrantischer Organisation in Österreich statt. Das Bewusstsein für gemeinsame Diskriminierungen, ein klares Auftreten der schwarz-blauen Regierung gegen Migrant*innen - die stark homogenisierend stattfand, und den Begriff „Migrant*in“ mit negativen Zuschreibungen behaftete - als auch eine starke Politisierung der zweiten und dritten Generation führte zu einem Verstärken der Zusammenarbeit zwischen zuvor als kulturelle Einheiten begriffene Migrant*innenvereine. In dieser Aufbruchstimmung war eines der vielen Anliegen von Inou, klarzumachen, dass Migrant*innen selbst fähig sind, ihre Rechte einzufordern, über sich zu sprechen. Diese Subjektivierung verfolgten Migrant*innen mittlerweile mit diversen Projekten. Die Entstehungsgeschichte von M-Media liegt direkt in

der Protestkultur der African Communities in diesem Zeitraum. So gründete Simon Inou im Jahr 2005 den Verein M-Media, um für Personen mit Migrationshintergrund eine Plattform zu schaffen, ihre Rechte wahrzunehmen und pro-aktiv durch Projekte wie „blackaustria“ oder den Film „Heimat-Fremde-Heimat“ klare Zeichen zu setzen. Dabei ist ein formuliertes Ziel „(...) die Medienlandschaft umzustrukturieren.“ (ebd.: 1).

M-Media wurde als Forschungsgegenstand gewählt, weil sie auf verschiedenen Ebenen des Diskurses um Migration arbeitet, in gewissem Sinne an sich einen Diskurs darstellt (vgl. Interview Martinez-Flener: 5) und ihre Zielsetzung - die umfassende Einflussnahme auf die Darstellung von Migrant*innen in den Medien - durch aktive Teilnahme von Migrant*innen am Diskurs erreicht. Eine Teilnahme/-habe am Diskurs ist aber erst möglich, wenn der Zugang zu Flächen der Re-Präsentation geschaffen wurde. Dieser Prozess der Re-Präsentation denkt also die theoretischen und aktionsorientierten Ebenen zusammen, welche sich einander bedingen. Migrantische Gruppen wurden und werden sich der trans-sektoralen Diskriminierung bewusst und nehmen neue Möglichkeiten der Einflussnahme in Anspruch. „Macht ist produktiv, sie bringt hervor, sie wirkt aus der Sicht Foucaults auf die habitualisierten Schemata der Subjekte ein;(...).“ (Lim 2005: S.136). Macht ist nie etwas statisches, bleibt immer ein umkämpftes Terrain und setzt, zur Aufrechterhaltung herrschender Strukturen den Konsens in elitären Gruppen voraus. M-Media und betreibt Widerstand in der Hinsicht, als sie diskurstheoretisch gegenhegemonial arbeitet und so zu einer differenzierteren Darstellung von Migrant*innen im öffentlichen Raum beiträgt. Dabei ist interessant, dass im Laufe des Bestehens des Vereins verschiedenste Initiativen entstanden sind, die auf mehreren Ebenen gleichzeitig versuchen, Bewusstsein für problematische Themen zu schaffen, Diskurse anzustacheln oder neue Diskurse zu implementieren als auch bewusst, Empowerment von und für Migrant*innen und (transnationale) Vernetzung zu betreiben.

Dies leistet M-Media in breitem Rahmen auf der jährlich durchgeführten „**Medien.Messe.Migration**“ in Wien, die 2013 erstmals durch das Konzept der Diversität erweitert wurde. Im Rahmen der „Medien-Tage“¹⁷ setzte sich M-Media dafür ein, in der geschlossen gehaltenen, elitär geprägten Gruppe von Journalist*innen, als Akteur*innen auf sich aufmerksam zu machen, die für sich selbst sprechen wollen. Im Rahmen dessen wurden verschiedene Podiumsdiskussionen gehalten, welche die gesellschafts-politischen Themen Journalismus, Diversität, Vielfalt und Politik thematisierten. Darin wurden Akteur*innen

¹⁷ Die „Österreichischen Medien-Tage“ fanden vom 24. bis 26. September 2013 in der Wiener Stadthalle statt. M-Media war mit eigenem Programm vertreten.

wurden aufgefordert, öffentlich Stellung zu brisanten Themen zu nehmen und außerdem wurden Forderungen für die Umsetzung von Diversität im Medienbereich gestellt

Ein weiterer Punkt, dem sich M-Media widmet ist Empowerment in Form von Betreuung der redaktionellen Erarbeitung von interkulturellen Medien- und Kommunikationsbeiträgen. Diese Betreuung erfolgt von und für Migrant*innen und Medienbetrieben. Außerdem veranstaltet M-Media Workshops für Migrant*innen und Medienfachleute und arbeiten an der Durchsetzung von medien- und kommunikationsbezogenen Ausbildungsangeboten für Migrant*innen.

Mit **Kampagnen** wie „blackaustria“ oder „nomohr“ verfolgte M-Media das Ziel, unabhängig und gänzlich unbeeinflusst von öffentlichen oder privaten Gebern in die Öffentlichkeit zu treten und ihr Recht auf Selbstbestimmung einzufordern. Dies gelang durch die Unterstützung vieler kleiner privater Fördergeber, welche die Aktivist*innen in der Umsetzung ihrer Ziele im Rahmen der Kampagne unbeeinflusst ließen. M-Media funktioniert auch als Vernetzungsplattform und stellt mit einer **Datenbank** von Expert*innen mit Migrationshintergrund ein großes Pool an Know-How zur Verfügung. Zur Verbesserung der Qualität der Berichterstattung über Migrant*innen strebt M-Media auch verstärkte Kooperationen mit österreichischen Medien an. Damit sollen für Migrant*innen die Zugänge zu Massenmedien erleichtert und zu gefördert werden (vgl. M-Media 2013c und 2013 b).

Das **Kooperationsprojekt mit „die Presse“** startete 2008 für eine Laufzeit von 5 Jahren. Dabei gestalteten Journalist*innen von M-Media gemeinsam mit Redaktions-MitarbeiterInnen von „die Presse“ jeweils eine Seite in der Print- und Onlineausgabe am Mittwoch.

Demnach hatten Migrant*innen durch die „Integrationsseite“ als „strategischen Orts“ faktisch die Möglichkeit, eine breite Bevölkerungsgruppe zu erreichen. Inwiefern die Auswahl der thematischen Auseinandersetzung mit Migrationsthemen erfolgte, „kritischer Journalismus“ praktiziert werden konnte und Zielsetzungen der Diversität in und durch Medien erreicht werden konnte, soll im Folgenden Inhalt der Analyse sein.

5. Die Integrationsseite

Von 2008 bis 2012 schafften sich Migrant*innen durch das Kooperationsprojekt mit „die Presse“ die Möglichkeit, vom Objekt- zum selbstermächtigten Subjekt-Status zu gelangen und die Konstruktion ihrer eigenen Lebensrealitäten zu gestalten. Eine breite Öffentlichkeitswirkung erhielt die Darstellung durch die Zusammenarbeit mit „die Presse“, einer etablierten Tageszeitung mit einer breiten Leserschaft. Ich betrachte die Umsetzung der „Integrationsseite“ als den Idealzustand, der in vielen Forderungen nach Diversität und (medialer) Integration angezielt wird, und zwar insofern, als dass Migrant*innen in den Redaktionen vertreten sind und die Bilder, die über Migrant*innen und deren Lebensrealitäten veröffentlicht werden selbst mitgestalten. Diese Forderungen wurden oben im Kapitel zu Diversität in den Medien bereits besprochen, deren Umsetzung wird aber auch in der Analyse in seinem Kontext betrachtet. Der Kontext meint in diesem Fall die Tatsache, dass es sich um eine asymmetrische Zusammenarbeit handelte, dass M-Media aber mittlerweile als quasi institutionalisierte Selbstorganisation im medialen Diskurs Österreichs zunehmend anerkannt und wertgeschätzt wird und sich dadurch breitere Handlungsspielräume geschaffen hat.

Die Analyse der „Integrationsseite“ vom Jahr 2012 erfolgte nach Mayring in mehreren Schritten, wobei ich übergreifende Kodiereinheiten gewählt, und die Seite auch nach Themenschwerpunkten untersucht habe. Eine differenzierte Berichterstattung der „Lebensrealitäten“ von Migrant*innen in österreichischen Massenmedien wurde als folgt anhand der Seite analysiert. Einerseits wurde die Seite nach Schemata der Themenfelder von Massenmedien untersucht, welche da wären: Politik, Medien/Freizeit/Kultur, Bildung, Familie/Partnerschaft/Geschlecht, Religion, Sport, Wirtschaft/Recht/Unternehmertum, Ratgeber/Gesundheit und Jobs/Arbeitswelten. Übergreifend mit diesen Kodiereinheiten galten folgende Kodiereinheiten zur Überprüfung, in welchen Zusammenhängen über die „Lebensrealitäten“ berichtet wurde: Rassismus/Diskriminierung, Community-bezogen, Erfolgsgeschichten, Repräsentation, Integration, Anti-Rassismus, Sprache und Diversität. Diese Kodiereinheiten habe ich gewählt, weil sie stark im gegenwärtigen Diskurs um Integration von Migrant*innen einfließen. Außerdem wurde untersucht, ob die Journalist*innen ihrem selbst gesteckten Ziel der Diversität auch in der Umsetzung folgen konnten - innerhalb des Teams als auch in der Re-Produktion durch die veröffentlichten Artikel. Zu guter Letzt wurde die Frage nach der Verantwortung gestellt: wer kommt zu Wort und wem oder welcher Institution wird die Verantwortung zugeschrieben?

5.1 Das Kooperationsprojekt mit „die Presse“

Zunächst möchte ich kurz darstellen, warum das Kooperationsprojekt als Analysegegenstand gewählt wurde. Mainstreammedien folgen oft einer strukturellen Logik zur diskursiven Exklusion von Personengruppen. Dies äußert sich u.a. durch die Darstellung dieser Gruppen, ohne sie zu Wort kommen zu lassen. Besonders im Bereich der Asylberichterstattung ist es ein Phänomen, dass Journalist*innen ohne die Befragung der betroffenen Personen für die Artikel auskommen. Dies betont auch Clara Akinyosoye und ergänzt, dass dies im Bereich der Migration allgemein vor einem Jahrzehnt noch ebenso gehandhabt wurde. Die Journalist*innen sahen in den Migrant*innen hilfsbedürftige, ohnmächtige Personen, die durch Maßnahmen von Playern wie Politik und Expertisenum betroffen, jedoch nicht im Stande waren/sind, sich selbst Gehör zu verschaffen oder gar für sich selbst zu sprechen (vgl. Interview Akinyosoye: 13)¹⁸. Als erfahrene Journalistin und Chefredakteurin merkt Akinyosoye an, dass dies im Journalismus aufgrund mangelnder zeitlicher Ressourcen vorkommen kann, problematisch sei es allerdings dann, wenn diese Art der Berichterstattung Struktur hat (vgl. ebd.: 14). Im Bereich „Migration“ war es vor einem Jahrzehnt noch so, dass diese ohne die Stimmen der Betroffenen ausgekommen ist - dies hat sich mittlerweile etwas geändert. Im Bereich der Asylberichterstattung wird dieser Logik nach wie vor strukturell gefolgt. Die Proteste rund um die Votivkirchen-Besetzung¹⁹ haben an dieser Tatsache leichte Veränderungen erreichen können, asymmetrische Beziehungen äußern sich aber nach wie vor in der Darstellung und Berichterstattung.

5.2 Entstehungsgeschichte und Zielsetzungen

Simon Inou studierte Journalismus und Soziologie und beschäftigte sich seit längerem im Rahmen der Black Community u.a. auch mit Fragen der Re-Präsentation und den Möglichkeiten von Migrant*innen, aktiv am Diskurs teilzunehmen, um die Bilder über Migrant*innen selbst gestalten zu können. Er wandte sich mit seinem Konzept an mehrere

¹⁸ Asylwerber*innen befinden sich in einer der fragilsten Positionen in unserer Gesellschaft, wodurch sie strukturell gesehen, enormen Aufwand, bzw. vorsichtiges Vortasten aufbringen müssen, um sich Zugänge zu Öffentlichkeit verschaffen zu können. Dennoch sind sich gerade durch die aktuellen Proteste und die Besetzungen rund um die Votivkirche zunehmend ihrer Diskriminierung bewusst und suchen sich Wege nach Öffentlichkeit, um für sich selbst zu sprechen, ihre Forderungen zu artikulieren und an die Politik heranzutragen.

¹⁹ Im November 2012 fand ein Demonstrationmarsch von dem österreichischen Erstaufnahmezentrum für Asylwerber*innen/ Traiskirchen bis nach Wien statt. Im Anschluss dessen wurde die Votivkirche besetzt und nach besseren Unterkünften, v.a. aber Grundrechten wie Zugang zum Arbeitsmarkt gefordert. Dies war im österreichischen Kontext eine erstmalige kollektive Selbstermächtigung von Asylwerber*innen zur Einforderung ihrer Rechte.

Zeitungen, von welchen ausschließlich „die Presse“ mit dem damaligen Chefredakteur Michael Fleischhacker Interesse an einer Zusammenarbeit zeigte. Nach einem gemeinsamen Gespräch einigte man sich auf einen Testlauf, mit der Voraussetzung, M-Media würde es schaffen, eine Redaktion zusammen zu stellen. Die Vorstellung, nicht ausreichend Migrant*innen mit journalistischen Fähigkeiten und ausreichenden Deutschkenntnissen für ein derartiges Projekt rekrutieren zu können, war vor einem Jahrzehnt noch weit verbreitet, konnte aber von M-Media, welche mit etwa zwanzig jungen Medienmacher*innen zur nächsten Sitzung erschienen, kompetent widerlegt werden. Nach einer gemeinsamen Besprechung fuhren zwei Journalist*innen nach Kärnten, um Jörg Haider zu interviewen, dieses Interview wurde im Herbst 2007 im Rahmen des Testlaufs gedruckt und stellte gleichermaßen den Startschuss des Kooperationsprojekts dar (vgl. Interview Akinyosoye: 5). Das Projekt war wegweisend für Österreich und nimmt im österreichischen Kontext eine Vorreiterrolle ein, indem es die Forderungen nach „(...) aktive(r) Beteiligung von in Österreich lebenden Einwandern (sic!) an die Gestaltung von Medieninhalten, die über Sie und über die österreichische Gesellschaft publiziert wird.“ (Konzept Kooperationsprojekt 2007: 3) und erstmalig die kollektive Teilnahme von Migrant*innen in Mainstreammedien und somit der Darstellung ihrer eigenen Lebensrealitäten im Mainstream unterstützte.

In der folgenden Analyse kommen wir explizit auf die Forschungsfrage zurück, um darauf einzugehen, welche „Wirklichkeit“ auf der „Integrationsseite“ im Jahr 2012 zu Migrant*innen und Migration konstruiert wurde. Diese Frage ist an der Stelle besonders interessant, weil die Tatsache, dass Migrant*innen selbst die Möglichkeit ergriffen haben, diese Wirklichkeit über sich zu definieren, sich selbst den Handlungsspielraum zu geben, bereits die tatsächliche Umsetzung der Forderungen von Managing Diversity darstellt.²⁰ Wie sich deren Umsetzung im Jahr 2012 gestaltete, darauf wollen wir im Folgenden einen Blick werfen.

5.3 Vorstellung des Beispielmaterials und Auswertung

Journalist*innen mit Migrationsvordergrund hatten sich somit Zugang zu einem „strategischen Ort“ geschaffen jeden Mittwoch - abgesehen von Feiertagen an denen keine

²⁰ Wobei hier anzumerken ist, dass sie in diesem Fall nach wie vor auf den Bereich Migration und Integration beschränkt bleiben. Ziel im Sinne von Managing Diversity könnte sein, Einwander*innen (mit verschiedenen Bildungshintergründen) in der Gesamtheit der Ressorts der Berichterstattung, bzw. als Chefredakteur*innen von Tageszeitungen in den Redaktionen zu haben.

Printversion der Tageszeitungen gedruckt wurde - eine Seite mit selbst gewählten Themen zu Migration/Migrant*innen inhaltlich zu gestalten. Das Projekt war immer auf ein Jahr konzipiert und beinhaltete die Möglichkeit auf Verlängerung, wobei die Mitarbeiter*innen von M-Media für die Finanzierung der Seite sorgen mussten. Letztendlich lief das Projekt über fünf Jahre, wobei die letzte Seite am 19. Dezember 2012 erschien. Die Artikel wurden in Print- und Online-Version von „die Presse“ veröffentlicht und sind auf der M-Media-Homepage, als auch in verschiedenen Archiven, z.B. von „die Presse“ oder auch in der Nationalbibliothek frei zugänglich.

Die „Integrationsseite“ erschien im Jahr 2012 50 Mal, was bei einer Jahres-Wochenzahl von 52 einen sehr guten Schnitt darstellt, fast wöchentlich konnten die Journalist*innen ihre Themen in den Druck bringen und so eine breite Öffentlichkeit erreichen. Genau genommen handelt es sich um 122 Artikel, die im Chronik-Teil von „die Presse“, großteils auf der Seite 11 erschienen sind. Pro Seite wurde von den Journalist*innen ein Hauptartikel und ein bis drei Unterartikel geschrieben. Meist hängen die Artikel thematisch zusammen, so gibt es Seiten, die „Community-geprägt“ waren, die sich mit Bildungs-Herausforderungen aus verschiedenen Perspektiven auseinander setzten, usw. Manchmal wurden einander gegenseitige Perspektiven gegenübergestellt, wie beispielsweise am 8. Februar 2012, an welchem der Hauptartikel über „schlechte Jobs“ für Migrant*innen berichtet, während ein Unterartikel über die Erfolgsgeschichte einer „Ballettlehrerin aus Rumänien“ beschreibt (vgl. „Die Presse“ 8//2/2012: 11).

Acht der erschienen Artikel stellten Buchempfehlungen und -rezensionen dar, wobei eine davon in einem Interview „versteckt“ war (5. September 2012), drei Filmempfehlungen, bzw. -rezensionen wurden gedruckt und im Jahr 2012 wurden vier Artikel explizit als Interviews ausgeführt (vgl. „Die Presse“ 5/09/2012: 11).

Ab 8. August 2012 wurde eine „Serie über Karrieren von Menschen mit Migrations-Hintergrund“, insgesamt fünf Beiträge in fünf aufeinanderfolgenden Seiten geführt. Diese handelten von einem „Kellner aus dem „Landtmann“²¹, einem „Mathematiklehrer als Fleischer“, eine „Straßenkehrerin“, eine „KassiererIn wie aus dem Theater“ und einem „Bauarbeiter, der seit 22 Jahren in Österreich arbeitet“. Inhaltlich wird später darauf eingegangen.

21 Das Landtmann ist ein 1873 gegründetes, traditionelles und prestigeträchtiges Kaffeehaus in Wien, welches sich am Universitätsring, gegenüber vom Rathaus(platz) befindet.

Auf jeder Seite (außer am 31. Oktober 2012) war das Logo von M-Media in einem kleinen Kästchen zu finden, in welchem darauf hingewiesen wurde, von wem das Projekt gefördert worden war. Zwei der Kästen enthielten den Text „Dieses Projekt wird gefördert aus Mitteln des Europäischen Integrationsfonds, des Bundesministeriums für Inneres und der Stadt Wien.“, 25 Kästchen enthielten den Text „Diese Seite wird von Mitarbeitern von M-Media in redaktioneller Unabhängigkeit mit finanzieller Unterstützung des Staatssekretariats für Integration und der Stadt Wien gestaltet.“, 22 Kästchen enthielten den Text „Diese Seite wird von Mitarbeitern von M-Media in redaktioneller Unabhängigkeit gestaltet.“ Und eine Seite (31. Oktober 2012) enthielt gar kein Kästchen.

Der Text „Diese Seite wird von Mitarbeitern von M-Media in redaktioneller Unabhängigkeit gestaltet“ ging in etwa zeitgleich mit dem Beschluss des Medienkooperations- und -förderungs- Transparenzgesetz (MedKF-TG) einher. Das erste Mal wurde dieses Kästchen am 11. Juli 2012 gedruckt, während ab 25. Juli 2012 zusätzlich zu dem Kästchen der „Integrations-Kasten“ gedruckt wurde und was bis zuletzt (mit Ausnahme des 31. Oktober 2012) beigehalten wurde.

Im Vergleich zu den vier Jahren zuvor, in welchen die „Integrationsseite“ entstand, zeigten sich 2012 durch die Einführung des „MedKF-TG“ durch einen Beschluss des Nationalrats am 12.07.2012, zunehmende Veränderungen im journalistischen Arbeiten, als auch im „Produkt“. Ab 25.07.2012 wurde zusätzlich zu den Artikeln ein „Kasten“ auf der Seite gedruckt, in welchem Informationen, die direkt vom Integrations-Sekretariat formuliert wurden, enthalten waren.

Das „MedKF-TG“ ist am 12.07.2012 vom Nationalrat beschlossen worden und „(...) dient der Förderung der Transparenz bei Medienkooperationen sowie bei der Erteilung von Werbeaufträgen und der Vergabe von Förderungen an Medieninhaber eines periodischen Druckwerks (...).“ (Rundfunk & Telekom Regulierungs GmbH 2013). Ein Kommentar auf wien-konkret.at ist zum Verständnis des Gesetzes sehr aufschlussreich: „Dieses (das Gesetz) soll dabei helfen, dass Steuergeld nicht für Parteipropaganda der regierenden Parteien ausgegeben wird. (...) Durch das Anfüttern gewisser Medien hat auch der Journalismus in Österreich einen massiven Imageschaden genommen. Offensichtlich ist es den Herausgebern

gewisser Zeitungen nicht gelungen, sich von der Käuflichkeit der Redaktion zu distanzieren.“ (wien-konkret.at 2013).

Veränderungen im journalistischen Arbeiten

Die Finanzierung durch das Staatssekretariat für Integration hatte zur Folge, dass die Themen der „Roadmap“ auch Akteur*innen des Staatssekretariats mitgeteilt und diskutiert werden mussten. Dies drückte sich in monatlichen Sitzungen aus, in welchen die geplanten Artikel besprochen wurden. Um der Einflussnahme ein wenig zu entgehen, wurden die Themen vom M-Media-Team sehr allgemein formuliert, z.B. „Sport und Integration“, das kann dann in der konkreten Umsetzung vieles sein und es bleibt ein Spielraum, die Themen differenziert und kritisch zu behandeln. Das Staatssekretariat forderte eine Bekanntgabe und Genehmigung der jeweiligen Themen, was großen Aufstand seitens M-Media mit sich brachte. Die Verunsicherung, dem gerade erst eingeführten neuen Gesetzes Rechnung zu tragen und Förderungen transparent zu gestalten zeigt sich auf den Seiten vom 11. Juli 2012, und fand in der Einführung des „Integrations-Kasten“ Niederschlag. Nachdem das Bundesministerium für Inneres (B.M.I.) das Projekt nicht mehr fördern wollte, weil sie mit den Inhalten nicht zufrieden waren, bzw. als „zu kritisch“ und „kontra-produktiv“ empfunden wurden, nahm das Staatssekretariat eine hegemoniale, stärker kontrollierende Rolle im Prozess ein.

Veränderungen im „Produkt“

Der Kasten nahm fast ein Viertel der Seite ein. Sind bis zum 18. Juli 2012 zumeist drei Artikel pro Seite erschienen, so blieb ab dem 25. Juli aufgrund der Einführung des Kastens nur noch Platz für zwei Artikel pro Seite. Dies bedeutete für die Journalist*innen von M-Media auch eine finanzielle Einschränkung, da sie pro Zeichen der Artikel bezahlt wurden. Dass die „Integrations-Kästen“ eine Machtausübung darstellten, zeigt sich ebenso in deren inhaltlicher Füllung. Die „Integrations-Aufforderungen“, wie ich sie hier nennen will, waren gänzlich an Menschen mit Migrationshintergrund gerichtet und bezogen sich zumeist auf sprachliche „Defizite“. „Sprachliche Frühförderung im Kindergarten“, „Deutsch vor Schuleintritt“ oder „Sprachförderung durch 2. Kindergartenjahr“ beinhalten durchwegs die Annahme, dass Migrant*innen der Sprache noch nicht mächtig wären, als auch, dass „Sprache“ automatisch Integration bedeute. Ich möchte an dieser Stelle die dezidierte Konnotation „deutsche Sprache“ für „erfolgreiche Integration“ sozio-historisch als auch bildungstheoretisch hinterfragen.

Sprache ist ein wichtiger Teil des gegenseitigen Verständnisses, die Dominanz dieser Themen in den Kästen widerspiegelt meines Erachtens aber den „österreichischen Zugang“ zu Integration als sehr einseitig. Von Zugang zu Arbeit und Bildung wurde in keinem der Kästen gesprochen, im Gegenteil wurde durch die Titel „Schulpflichtverletzung“, „Paket gegen Schulpflichtverstöße“, „Früher investieren, statt später reparieren“ oder „Von Schul- zu Bildungspflicht“ erneut defizitäre Punkte der Menschen mit Migrationshintergrund in den Vordergrund gestellt. Der Zugang der österreichischen Regierung zu Integrationspolitik, welche „Integration“ problematisch, anstatt als Herausforderung und Möglichkeiten definiert, reproduziert sich in diesen Kästen auf äußerst mächtige Weise. „Die Presse“ ist eine österreichische Tageszeitung, die von der „Aufnahmegesellschaft“ ebenso gelesen wird, als von Menschen, die nach Österreich migrierten oder Migrationshintergrund haben. Ich frage mich an dieser Stelle, warum im Zuge dessen nicht die Möglichkeit ergriffen wurde, auch die „österreichische“ Bevölkerung zu Integrations-Leistungen aufzufordern, weil es eine gute und breit wirksame Möglichkeit gewesen wäre.

Die Journalist*innennnen von M-Media

Die M-Media Redaktion bestand zum Großteil aus Frauen und hat sich im Laufe der fünf Jahre fluktuativ verändert. Manche waren von Anfang bis zum Schluss im Team und haben auch Artikel geschrieben, der Großteil war für einen gewissen Zeitrahmen am Projekt beteiligt, je nachdem, wie die zeitlichen Ressourcen zu vereinbaren waren. Clara Akinyosoye schätzt, dass gegen Ende des Projekts das aktive Team aus etwa 14-15 Journalit*innen bestand und betont, dass aufgrund der komplexen Migrations-Hintergründe „(...) mehr Länder als Menschen (...)“ (Interview Akinyosoye: 1) zu verzeichnen waren. „Wurzeln in Polen und Deutschland, (...) Wurzeln in Rumänien und Bulgarien, Russland und Bulgarien, oder Iran und Österreich (...) quer durch Europa, Afrika, Südamerika (...) Nordamerika.“ (Interview Akinyosoye: 1) machten den Migrationshintergrund aus. Milagros Martinez-Flener ergänzt, dass es sich um eine „(...) wirklich wild zusammen gewürfelte Gruppe (handelte). Es gab Leute aus Polen, es gab Leute aus Südamerika, (...) ein Chilene (war) dabei, (...) einen Kolumbianer, es gab Leute aus Ungarn, dann waren Serben auch dabei, (...) aus Ägypten.“ (Interview Martínéz-Flener: 3). Bei der Nachfrage, ob noch weitere Afrikaner*innen am Projekt mitwirkten, erwähnte sie jemanden, der einmal zu Besuch erschienen ist, aber dann nicht mehr. Journalist*innen mit asiatischem Migrationshintergrund waren nicht im Team vertreten. Die Journalist*innen hatten alle Migrationshintergrund, manche waren in Österreich

geboren, andere waren im Erwachsenenalter nach Österreich migriert. Altersmäßig waren die Journalist*innen zwischen 20 und 45 Jahre alt und hatten alle einen akademischen Hintergrund, entweder befanden sie sich gerade in einem Studium, oder hatten auch schon einen oder mehrere Abschlüsse, „(...) von der Bildungsschicht doch gehobener. (...) ich glaube, dass alle einen akademischen Hintergrund hatten.“ (Interview Akinyosoye: 1f). Mit Ausnahme einer Schülerin, die einen Artikel veröffentlichte. Interessant und notwendig, hier zu verzeichnen ist auch, dass alle Journalist*innen einen gesicherten Aufenthalt in Österreich hatten. Die 2012 auf der „Integrations-Seite“ erschienen Artikel wurden von neunzehn Journalist*innen recherchiert und verfasst. Diese waren Nermin Ismail, Ania Haar, Ilona Antal, Hülya Tektas, Clara Akinyosoye, Milagros Martinez-Flener, Aysun Bayazitlioglu, Amin Elfeshawi, Ida Labudovic, Segal Hussein, Milena Borovska, Marlies Kastenhofer, Asma Aiad, Prerana Dahal Sharma, Aysun Bayazitlioglu, Armand Feka, Sylvia Herburger, Ana Znidar und Iris Bonavida.

Für mich als Verfasser*in dieser Arbeit war interessant, dass die Motivationen, an dem Projekt teilzunehmen, neben der Möglichkeit, in einem großen Medium zu veröffentlichen und Empowerment zu finden/ leisten, auch finanzielle Gründe waren. Sich selbst als „Migrant*innen“ zu re-präsentieren, einen Diskurs zu schaffen, war vor allem Simon Inou und Clara Akinyosoye wichtig.

Als Zielgruppe wurde die Bevölkerung mit als auch ohne Migrationshintergrund genannt. In Studien wird vermehrt auch auf die Verantwortung der Rezipient*innen aufmerksam gemacht. Das digitale Zeitalter ermöglicht es den Rezipient*innen, Informationen nicht als gegeben und unumstößlich aufzunehmen, sondern sich selbst differenzierten Zugang zu gesellschaftlichen Diskussionen zu verschaffen. Vielfach ist es heutzutage möglich, Positionen der in Diskursen thematisierten und von Diskursen Betroffenen einzuholen, sei es durch Homepages, Blogs, oder alternative Online-Zeitungen, welche für breite Bevölkerungsteile zugänglich sind.

Von „die Presse“ war der beteiligte Interagent Erich Kocina, stellvertretender Chronik-Ressort Chef, der das Projekt von Anfang bis zuletzt begleitete und von dem laut Akinyosoye das journalistische Know-How eingeflossen ist, bzw. der die Perspektive des Arbeitens in Mainstreammedien einbrachte und als Ansprechpartner galt. Erich Kocina erwähnte, dass vor dem Projekt mit M-Media zwar schon ansatzweise thematische Auseinandersetzungen mit den Themen Migration und Integration in „die Presse“ stattgefunden hätten, auf personeller

Ebene, also Migrant*innen aktiv für die Mitarbeit in Redaktionen anzuwerben, allerdings nicht.

Die Entstehung einer Seite

Die Entstehung einer Seite lief in mehreren Schritten ab. Zunächst stellte den wohl wichtigsten Kern die sogenannte „Roadmap“ dar, welche in den Redaktionssitzungen, die jeden zweiten Dienstag stattgefunden haben, entwickelt wurden. Dabei ging es darum, die Themen und das Datum für die nächsten vier Wochen zu fixieren. Die Themen wurden in Brainstormings, auch abgestimmt auf tagespolitisches Weltgeschehen erarbeitet und sollten auf Anforderung „die Presse“ als Tageszeitung immer eine gewisse Aktualität haben. Die Redaktionssitzungen/ -konferenzen wurden regelmäßig in der Redaktion von M-Media, als auch in der Redaktion „die Presse“ abgehalten. Aus Themenvorschlägen sind Themen entstanden und es wurde konkretisiert, welches eine „große Geschichte“, bzw. eine kleine Geschichte oder Einspalter werden soll. Diese Planung stand immer unter der Prämisse, dass alles umgeworfen werden könne, wenn notwendig. Diese Roadmap wurde dann an Erich Kocina geschickt, „(...) damit er weiß, was kommt.“ (Interview Akinyosoye: 6). Erich Kocina hat dann darauf reagiert, indem er Tipps und fachlich kompetentes Feedback gegeben oder auch darauf hingewiesen hat, was „die Presse“ bringen wird, um Zusammenhänge zu knüpfen.

Als nächster Schritt wurde recherchiert, die Artikel verfasst, und intern verschickt und diskutiert, bevor sie dann an Kocina gesendet wurden; „(...) der hat sich das alles angeschaut, hat das redigiert, korrigiert, ins Layout gegeben, hats noch einmal an den Autor geschickt, damit der sagen kann, du, da hast du was total falsch verstanden, (...)“ (ebd.: 6). Und dann ist die Seite in den Druck gegangen.

Die Themen

Die Themen für die Artikel sind sehr vielfältig und divers gestaltet. Bei ihrer Entstehung spielten viele verschiedene Einflüsse eine Rolle. Es gab eine klare Abmachung, diese Seite dem Thema Migration und Integration zu widmen, wobei Asyl außen vorbleiben sollte. Dass die Artikel in „die Presse“ redigiert wurden, wurde einerseits als Tatsache professionellen journalistischen Arbeitens empfunden, andererseits war man verärgert, wenn man manchmal den Text nicht zurück bekommen hat, nicht die Zeit hatte, ihn gegenzulesen, der Text so

redigiert wurde, dass sich Journalist*innen nicht mehr damit identifizieren konnten, oder Klischees hinein konstruiert und reproduziert wurden.

„Also einmal zum Beispiel habe ich geschrieben, also ich habe einen Artikel mit Hebammen geschrieben. Und da habe ich den Satz angefangen, also es gibt viele Frauen, die ein Kind gebären und unter denen sind auch Migrantinnen. Und es wurde so umgeschrieben, dass die meisten Frauen, die Kinder gebären, sind Migrantinnen.“ (Interview Martinez-Flener: 4).

Zum Beispiel der Artikel vom 4. Jänner 2012, mit der Schlagzeile „Denkmäler prägen Bild des „bösen Türken“, reproduziert dieses Bild des „bösen Türken“ und ist laut der Verfasserin unter einem anderen Titel in „die Presse“ eingereicht worden. Oder auch der Titel vom 14. März 2012 „Thai-Frauen: Kampf gegen das schlechte Image“ („Die Presse“ 14/3/2012: 11). Stelle „Thai-Frauen“ zwar eine Selbstbezeichnung dar, so ist die begleitende Formulierung „schlechtes Image“ dennoch wieder prägend für den/die Rezipient*in, bzw. das Unterbewusste.

Die Redaktionssitzungen boten die Möglichkeit zur kritischen Selbstreflektion, bzw. Raum für Kritik über die Abänderungen der Inhalte. Alle Interviewten erklären, dass sie das Projekt als Form des Widerstandes, wenn nicht gar als Rebellion wahrgenommen haben. Wichtig war ihnen dabei, Ursachen, Hintergründe und Strukturen aufzuzeigen und die Menschen zu Wort kommen zu lassen, die bisher nur Objekte der Berichterstattung darstellten (vgl. Interview Akinyosoye, Inou, Martinez-Flener). Diese Kritik könne polemisch eingesetzt werden, aber auch konstruktiv, um etwas zu verbessern. Unter „fairer Berichterstattung“ versteht Akinyosoye den Grad der Diversität in der Berichterstattung:

„(...) zeige ich jetzt immer nur ein Bild, dass der Migrant eigentlich ein Defizit ist, also der Migrant ist das Problem im Schulwesen. Oder nehm ich mir auch eine Perspektive, wo ich vielleicht auch einen Migrant als Lösung für ein Defizit unter Aführungsstrichen jetzt einmal nehme, oder schaue ich mir an, was sind die Ursachen, was sind die Strukturen dahinter. (...) dort, wo alles in Ordnung ist, sind Migrant kein Thema. (...) weil die ganz normalen Themen, wo es passt, das, das will ich sehen, dass das Bild, das in den Zeitungen ist, mehr stimmt, mehr der Realität entspricht. Ich brauch kein, dass alles nur schön ist.“ (Interview Akinyosoye: 13).

Der Widerstand, bzw. auch der Auftrag der Gesellschaftskritik ist begleitet von einer ständigen Selbstkritik, die laut Inou ein wichtiger Faktor ist, um sich weiter entwickeln zu können und er betont, dass der ganze Prozess unter beständiger Reflektion der

Journalist*innen über dem Schreibprozess und inhaltlichen Themen stand (vgl. Interview Inou: 10) und teilweise auch evaluiert wurde.

Betrachtet man die inhaltliche Seite der Artikel nach „Ressorts“ und „Themenschwerpunkten“, so lässt sich verzeichnen, dass viele Artikel transdisziplinär und divers gestaltet sind. Eine Vielzahl der Artikel sind sehr gut recherchiert und von verschiedenen Perspektiven beleuchtet und aufbereitet. Das drückt sich auch dadurch aus, welche Personen, Institutionen oder Studien in den Artikeln zur Sprache kommen. Den Interviewten war durch die Bank wichtig, differenzierten, professionellen Journalismus zu betreiben. Damit war nicht gemeint, bestimmte Themen zu ignorieren oder verklärt positiv darzustellen, sondern die Strukturen und Lebensrealitäten vorurteilsbehafteter Themen zu erörtern, als auch zu einer fairen Berichterstattung beizutragen.

Ressorts und Themenschwerpunkte

Dennoch lassen sich die Schwerpunkte in der Darstellung erkennen. Mit mehr als ein Drittel sind der Großteil der Artikel dem Ressort Medien/ Freizeit/ Kultur gewidmet, gefolgt von Jobs/ Arbeitsleben (mehr als ein Viertel der Artikel), welche sich mit verschiedensten Lebensrealitäten in diversen Arbeitswelten von Migrant*innen in Österreich auseinandersetzen. Unter Medien/ Freizeit/ Kultur wurden Artikel über Initiativen wie „go for culture“, welche jugendlichen Migrant*innen der zweiten Generation Wiens Kulturleben näher bringen möchte (vgl. „Die Presse“ 4/4/2012: 11), über verschiedene Vereine wie z.B. der österreichische Cricketverband oder Blasmusikvereine, die um Migrant*innen werben, geschrieben. Weitere Themen waren verschiedenste Buchrezensionen und kulturelle Veranstaltungen wie den „Ball der Wiener Polen“ (vgl. „Die Presse“ 18/01/2013: 13). Darüber hinaus wurde auch Kritik an einem rassistischem Plakat, der Wiener Festwochen, welches sich Klischees bediene und Stereotypen reproduziere geübt (vgl. „Die Presse“ 06/06/2012: 11). geschrieben. Das Ressort Jobs/Arbeitswelten enthielt Berichte über „Diskriminierung und Rassismus im Spital“, (seitens der PatientInnen, als auch des medizinischen Personals), Migrant*innen in österreichischen Verkehrsbetrieben (die Bundesländer berücksichtigend), Bauarbeiter und Hochqualifizierte, die in niedriger qualifizierten Jobs arbeiten (müssen), „Freiberufler*innen und Unternehmer*innen“, „Migrant*innen im öffentlichen Dienst“, als ebenso Unternehmerinnen als „Starke Frauen als Vorbilder für Integration“. Demgegenüber stellen die Ressorts Sport mit 4,9% als auch Gesundheit/ Ratgeber mit 6,5% einen geringen Prozentsatz der Berichterstattung im Jahr 2012 dar. Fast nicht erwähnenswert sind die Artikel,

die dem Thema „Verbrechen/ Gewalt“ gewidmet waren. Lediglich 2,4% der 122 Artikel thematisieren dieses explizit, während auch in diesen Artikeln auf differenzierte Berichterstattung geachtet wurde.

Sieht man sich die Themenschwerpunkte an, so machen die Schwerpunktsetzung mit 28,6% die Community-spezifische Berichterstattung, als auch die der Re-Präsentation nicht ganz ein Drittel der Artikel im Jahr 2012 aus. Besonders im Fall der Community-bezogenen Artikel kann dies problematisch sein, als hier erneut eine Kategorisierung stattfindet, welche Vorurteile und Homogenisierungen über Gruppen von Menschen re-produzieren und zur Verhaftung der Subjekte in diesen Kategorien führen kann. „Sprache“ wird explizit in 14,8% thematisiert, während Rassismus und Diskriminierung in 23,7%, also gut einem Fünftel der Artikel vorkommt, demgegenüber in 19,7% der Artikel Erfolgsgeschichten von Menschen mit Migrationshintergrund in Österreich dargestellt werden.

Sprecher*innenschaft²²

Sehen wir uns die Sprecher*innenschaft an, so zeigt sich diese sehr heterogen. In den meisten Artikeln kommen mehrere Sprecher*innen zu Wort, was eine Überschneidung der Prozentzahlen bewirkt, in der Berichterstattung aber den Blick aus verschiedenen Perspektiven ermöglicht. In den 122 erschienenen Artikeln wurden 76 Betroffene (oder 62,3%) zu Wort gelassen. Betroffene sind z.B. Lehrer*innen mit Migrationshintergrund, Migrant*innen mit Rassismuserfahrungen, Initiator*innen von Projekten, Künstler*innen, ein jüdischer Immigrant, Geschäftsführer*innen, ein Obdachloser, eine Taxilenkerin, etc., die über ihre Lebensrealitäten sprechen. Die Betroffenen stellen unter den Sprechenden mit 62,3% eine Mehrheit dar, gefolgt von Stimmen aus der Wissenschaft, welche in 37,7% der Artikel zu Wort kommen. Historiker*innen, Soziolog*innen, Sprachwissenschaftler*innen, Psycholog*innen, Migrationsforscher*innen, Politikwissenschaftler*innen, Sinolo*innen, Theolog*innen, etc. verschiedener Institute (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Universität Wien, Donau-Krems Universität, Universität für Bodenkultur, Sigmund-Freud Universität, islamische Fachschule, Institut für Konfliktforschung,...). In 27,9% der Artikeln sprechen Vertreter*innen von NGOs und Vereinen, die sich mit Migration und Integration beschäftigen. Interessant ist, dass nur rund ein Fünftel dieser Sprecher*innen aus den im Mainstream bekannten Organisationen SOS-Mitmensch, Verein Asylkoordination, ZARA und

²² Sprecher*innen können verschiedene Positionen gleichzeitig besetzen. Für die Analyse wurden nur jene Positionen zur Auswertung herangezogen, die explizit in dem Artikel genannt wurde..

Diakonie kommen. Weiters vernehme ich als Zeichen der Kritik, dass Sprecher*innen der Caritas als in Mainstreammedien breit zitierte Organisation im Jahr 2012 in keinem einzigen Artikel zitiert werden, dafür eine große Anzahl an Sprecher*innen im Mainstream weniger bekannter Initiativen zu Wort kommen. Etwa vier Fünftel der SprecherInnen, 27 an der Zahl sind Sprecher*innen verschiedenster Initiativen von Migrant*innen, wie „Back on Stage“, „Networking Youth Career, Pamoja, Österreich-Thailändische Gesellschaft, Schwarze Frauen Community, etc.

Sprecher*innen aus den Bereichen Wirtschaft und Politik kommen jeweils in etwa ein Fünftel der Artikel zu Wort (Wirtschaft 22,1%, Politik 21,3%). Sprecher*innen aus religiösen Vereinen und Institutionen kommen in 10,6% der Artikel zu Wort, während diese ausschließlich aus jüdischen, islamischen oder christlichen Glaubensgemeinschaften sind. Andere kleinere Religionen bzw. religiöse Ansichten wurden gänzlich unbeachtet gelassen, bzw. nicht zu Wort gekommen. Als geringste Sprecher*innenschaft kommt die Perspektive der Journalist*innen mit 5,7% der erschienen Artikel zu Wort.

Die Form der Zusammenarbeit im Kooperationsprojekt

Die Zusammenarbeit wird von allen (interviewten) Beteiligten als positiv wahrgenommen und vermittelt. Ebenso ist bei allen Interviewten eine negative Empfindung über die Art und Weise, wie die Kooperation geendet hat erkennbar. Die Wahrnehmung der Zusammenarbeit hat sich im Laufe der Zeit verändert. Michael Fleischhacker sei bekannt dafür, neue Wege zu gehen und Ungewöhnliches auszuprobieren (vgl. Interview Kocina: 1). Das Kooperationsprojekt stellt auch für „die Presse“ einen Durchbruch dar, weil zuvor zwar einzelne Projekte und Serien zum Thema Migration und Integration stattfanden, jedoch jeweils recherchiert und redigiert „über“ Migrant*innen, ohne diese selbst schreiben zu lassen. Im Laufe des Projekts kristallisierte sich heraus, dass durch die Zusammenarbeit ein „Gefühl für Diversität“ entstanden ist und damit eine Motivation, den Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund in der Redaktion selbst zu heben. Die Erwartungen von „die Presse“ waren einerseits, dass Migrant*innen neue Themen und andere Zugänge hätten, und in Sachen „Migration“ Expertise besitzen würden, gleichzeitig bereitete man sich auf erhöhten Arbeitsaufwand durch die Betreuung von den Teilnehmer*innen im Bezug auf „(...) das, was wir unter redaktioneller Arbeit verstehen und das hat gar nichts zu tun ob Migrant oder nicht, die Arbeit in einer Tageszeitung muss man lernen, (...).“ (ebd.: 1). Eine weitere Erwartung „die Presse“ war, dass M-Media keine Redaktion zustande bringen würde, daraus

schließlich, dass es nicht genug Menschen mit Migrationshintergrund gäbe, welche journalistische Arbeit leisten könnten. Dies äußert sich durch die Aufforderung Fleischhackers vor Beginn des Projekts an Inou, zu zeigen, dass M-Media genügend Journalist*innen zusammen bringen sollte, um überhaupt eine Kooperation eingehen zu können. Akinyosoye meinte, dass „die Presse“ sich ein Team vorgestellt hätte, welche eine „Feel-Good-Stimmung“, ein gewisses „Feeling“ verbreitet und somit dem Blatt eine exotische Note geben würde. Im Laufe der Kooperation entwickelte sich eine gute Basis für journalistisches Arbeiten und die Übereinstimmung, dass Know-How von beiden Kooperationspartner einfließe, sich in der Seite verbinde und professionelle, konstruktiv kritische Arbeit stattfinden konnte.

Ob nun Journalist*innen von M-Media re-präsentativ für die Thematisierung und Re-Präsentation von Migrant*innen sind oder nicht, kann aus mehreren Perspektiven bewertet werden. Einerseits handelt es sich um ein diverses Team, was die Herkunft betrifft, andererseits ist durch die Gemeinsamkeit des akademischen Hintergrunds, der sozialen Stellung durch geregelten Aufenthalt und den überwiegenden Frauenanteil eine differenzierte Berichterstattung qua definitionem nicht umsetzbar. Andererseits sind die Journalist*innen durchgehend mit rassistischen Diskriminierungen auf intersektionalen Ebenen konfrontiert, haben teilweise auch die Erfahrungen ihrer Eltern mitgetragen und mussten aufgrund ihrer Migrationserfahrungen Instanzen durchlaufen, welche für sie bereits als abgeschlossen galten. In diesem Zusammenhang argumentiert Akinyosoye, dass man eine Gesellschaft ohnehin nicht so leicht abbilden könne. Außerdem befänden sich die Journalist*innen durch ihre Migrationserfahrungen in Österreich in einer ganz anderen sozialen Position, da sie zunächst Deutsch lernen und einen Bildungsweg gehen müssten, den sie eigentlich schon längst hinter sich hätten. Die Chefredakteurin sehe es aber generell als Problem des Journalismus, großteils bis gänzlich nur Menschen mit höherem Bildungshintergrund an Bord zu haben (vgl. Interview Akinyosoe: 8). Realität ist konstruiert und wird in Texten die Formulierung „jemanden sprechen zu lassen“, oder „jemandem zuzuhören“ verwendet, so ist die Wahrnehmung bei den Rezipient*innen verschieden geprägt. In diesem Sinne möchte ich für eine, erneut nenne ich sie „pro-aktive“ Diskursproliferation plädieren, weil die gewählten Begriffe und Ausdrücke Wahrnehmungen erzeugen und unbewusst tief wirken können. „Jemanden sprechen zu lassen“ klärt das Machtverhältnis, als Akteur*innen die Möglichkeit haben, es zuzulassen, oder eben nicht. „Jemandem zuzuhören“ benötigt zunächst die

Selbsteinsicht, dass man auf den*die Andere*n angewiesen ist, sich Abhängigkeiten durch gegenseitiges Verständnis in konstruktive Lösungen wandeln könnten, bzw. erfordere es ein öffentlich gemachtes Selbstverständnis, Diversität im Alltag und auf allen Ebenen wertzuschätzen. Das journalistische Team, das im Projekt die Artikel geschrieben hat, ist in ihrer regionalen Herkunft divers, der asiatische und afrikanische Raum wird wenig repräsentiert. Das gesamte Team hat einen akademischen Hintergrund und einen gesicherten Aufenthalt und teilt die rassistischen Diskriminierungen, als sie auf ihren „Migrant*innen-Status“ reduziert wahrgenommen, bzw. präsentiert und konstruiert werden, besonders institutionell und in Alltagsrassismen. Durch das Interview mit Milagros Martinez-Flener und vor allem bei der Frage, wie sie sich als Migrantin im Diskurs re-präsentieren möchte wurde mir bewusst, dass ich durch meine Fragestellung soeben eine „Migrantin“ konstruiert hatte. Noch zuvor hatte sich die Interviewpartnerin als Migrantin mit österreichischen Wurzeln vorgestellt, die in Peru aufgewachsen sei und dort Geschichte studierte, und anschließend durch ein Stipendium nach Österreich gekommen und geblieben wäre. Als Migrantin habe sie sich eigentlich nie war genommen.

„(...) ich selber habe mich nie als Migrantin betrachtet. Also ich bin einfach, also die Welt ist groß und breit, irgendwie bin ich da her gekommen und ich habe mir gedacht, okay, ich muss die Sprache lernen, aber der Begriff, „Migrant“... also alle anderen waren Migranten, ich nicht. Also, ich gehöre hier her, für mich war nicht die Frage, ob ... ja,... bin ich fremd?... also das Wort „fremd“ hat mich auch sehr gestört, weil irgendwie habe ich dann das Gefühl gehabt, SIE grenzen mich aus.“ (Interview Martinez-Flener: 2).

Und diese Konstruktion, die mir „passiert“ ist, lässt sich letztendlich auf die ganze Arbeit auslegen. So stellte sich mir die Frage, inwiefern ich zu der Manifestation von Zuschreibungen beitrage, alleine deshalb, weil ich diese Konstrukte in dieser Arbeit thematisiere? Was soll und was muss thematisiert werden, bzw. wie kann ein Diskurs nachhaltig durch kritische Proliferationen Veränderungen erfahren?

Kategorisierungen

Allen Teilnehmenden ist die Gefahr der Kategorisierung und der Reduzierung durch das „Korsett“ der thematisch auf Migration und Integration begrenzten Seite bewusst. In den Artikeln äußert sich dies u.a. durch eine große Anzahl an „Community-bezogenen“ Auseinandersetzungen. 35 der 122 Artikel stellten Aktivitäten und „Lebensrealitäten“ von in

Österreich lebenden Communities dar, eine besagte „Transnationalisierung“ unter Migrant*innen (v.a. im Organisationswesen) ist im österreichischen Kontext sehr spät, im Laufe der 1990er Jahre und den damit verbundenen anti-rassistischen Protesten zu kennzeichnen. Auch Erich Kocina ist sich dieses Problems bewusst und betont, dass Diversität einerseits sehr wichtig ist, aber man aufpassen müsse, nicht nur Frauen über Frauen-Themen, Migrant*innen über Migrationsthemen, etc. schreiben zu lassen (vgl. Interview Kocina: 3). Innerhalb des Projekts war zu verzeichnen, dass es manchmal einen Clash zwischen Migrant*innen gegeben hätte. Inou erwähnt als Beispiel Kurden und Türken, welche sich geweigert hätten, über den jeweils „anderen“ zu schreiben. Dies wurde reflektiert und versucht, eine gewisse Transkulturalität zu schaffen, indem beschlossen wurde, nicht über die „eigene“ Community zu schreiben, sondern als Ansprechpartner für die Expertise der „eigenen“ Community zu wirken, während über „andere“ Communities berichtet werden sollte. An dieser Stelle bekommen die Begriffe „eigene“ und „andere“ eine verstärkte, aussagekräftige Bedeutung. Migrant*innen als solche stellen eine sehr heterogene Gruppe dar, und haben innerhalb des Projekts auch mit hegemonialen Strukturen zu kämpfen. Durch den großen Frauenanteil im Team schienen in der Wahrnehmung der Interviewten aber genderspezifisch patriarchale Strukturen nicht reproduziert worden zu sein. Die Reduktion auf Kultur oder Herkunft scheint innerhalb dieser Strukturen aber nach wie vor eine große Rolle zu spielen. Meines Erachtens definiert der Begriff „Menschen mit Migrationshintergrund“ die tatsächlichen Umstände und Lebensrealitäten dieser Menschen viel mehr, als der Begriff Migrant*innen. Gleichzeitig muss, wie bereits erörtert wurde, die Einführung eines neuen Begriffs nicht automatisch die ihm zugeordneten Konnotationen verändern. Entgegen der Ansicht des B.M.I., als auch mancher Beteiligten im Projekt verstehe ich zum Beispiel AsylwerberInnen sehr wohl als Migrant*innen. Flucht kann verschiedene Gründe und Ursachen haben und ist unumgänglich mit einem Migrations-Prozess verbunden. Gerade deshalb finde ich den österreichischen Zugang der Politik, Asylwerber*innen kategorisch von allen Ebenen auszuschließen und diese Gruppe ganz bewusst institutionell an den Rand zu stellen und in die Unmündigkeit zu drängen, bzw. ihren Handlungsspielraum sehr begrenzt zu halten als höchst unverantwortlich. Diese Problematik wurde auch von den Teilnehmer*innen so wahrgenommen und Kooperationen generell in Frage gestellt:

„(...) als Journalistin, sagen wir mal so, kann es ein Problem sein, zu kooperieren mit einem Ministerium, nicht wahr? (...) da ist schon die Gefahr, der Einflussnahme ist viel größer (...), es gibt Auflagen die das Projekt erfüllen muss, die sind im Projektantrag gegeben, da weiß man dann

Bescheid. Bei einer Kooperation ist das alles viel subjektiver und näher, man ist näher aneinander. Und das letzte, was ich als Journalistin gesucht habe, ist Nähe zum Innenministerium oder zum Staatssekretariat.“ (Interview Akinyosoye: 11).

Die Einflussnahme seitens der Förderer war allerdings besonders ab Mitte des Jahres 2012 so groß, weil im Rahmen des Transparenzgesetzes neue Auflagen zur Gestaltung von Inhalten in Zeitungen galten und zunächst auch noch Unsicherheit herrschte, wie diese de facto umzusetzen wären. Die Sitzungen mit dem Integrationssekretariat endeten mit der Einführung des Kastens auf der Seite, wodurch das selbstständige Arbeiten wieder leichter geworden war. In diesem Zusammenhang komme ich auf Husband zurück, welcher der Meinung ist, dass unter bestimmten Bedingungen Minderheiten der staatlichen Subventionen bedürfen, um ihre Programme überhaupt zu ermöglichen. Husband bewertet diese staatlichen Subventionen als „logischen Ausdruck multi-ethnisch differenzierter Gruppenrechte und der Schaffung einer „realistischerweise vielfältigen multi-ethnischen öffentlichen Sphäre“ (vgl. Husband 2000 zit. Nach Böse/Kogoj 2002: 295). Im Fall des Kooperationsprojekts wurde für die Migrant*innen eine gesamte Seite in „die Presse“ eingeplant, für die Finanzierung der Seite waren die Teilnehmer*innen von M-Media zuständig. Mittel zur Förderung der Finanzierung der Integrationsseite kamen aus dem Europäischen Integrations-Fond, dem Bundesministerium für Inneres, der Stadt Wien und 2012 vorwiegend aus dem Staatssekretariat für Integration. Auf die Frage, inwiefern dies für M-Media vertretbar sei, betont Inou, dass es sich bei diesen Geldern genau genommen um Steuergelder handle und er mit M-Media in diesem Sinne für das Volk arbeite. Gleichzeitig betont er, dass M-Media sich von keiner Organisation und keinem Politiker unter Druck setzen lasse (vgl. Interview Inou: 3). Ihm sei es wichtig, „richtige“ und „zukunftsweisende Botschaften“ zu bringen, vor allem aber, ansonsten ignorierte oder ungemütliche Themen zu thematisieren. Herrn Inou sei bewusst, dass es sich um eine etablierte Zeitung handle, vermerkte dann, dass die M-Media-Journalist*innen „Hardcore-Journalistische Arbeit“ geleistet hätten. Akinyosoye vermerkte, dass Kooperationen die Teilnehmer*innen dann einschneiden, wenn die jeweiligen Zielsetzungen nicht übereinstimmen. Kritische Journalist*innen und ein Ministerium können nie das selbe Ziel haben, die Kooperation besonders mit dem Staatssekretariat als Haupt-Fördergeber 2012 gestaltete sich schwierig und laut der Chefredakteurin begann mit dieser Kooperation (Staatssekretariat für Integration) das Projekt erstmals anstrengend zu werden. Für sie sei klar, dass es gerade in der „(...) journalistischen Tätigkeit, wo es um Kontrolle geht, um transparent

machen, (...)“ (Interview Akinyosoye: 14), keine gleichen Zielsetzungen mit einem Ministerium geben könne. Ihren Kooperationspartner sieht sie aber vor allem in „die Presse“, welche in Person von Erich Kocina dazu beitrug, professionellen Journalismus zu betreiben. Die Finanzierung und somit Sicherstellung, das Projekt regelmäßig und mit einer gewissen Basis durchführen zu können, äußerte sich für die Journalist*innen von M-Media auch dadurch, dass sie pro Artikel und gedruckten Zeichen bezahlt wurden. Auch wenn dies nur einen Bruchteil des monatlichen Einkommens ausmachte, und weit entfernt von Bedingungen und Sicherheiten einer Anstellung zu betrachten ist, wurde die journalistische Arbeit entlohnt. Letztlich „(...) ist die Frage nach der Repräsentation und dem Zugang zur Medien-reproduktion eine höchst Politische.“ (Böse/ Kogoj 2002: 297).

6. Zusammenführung der Ergebnisse und Schlussfolgerungen

Am Ursprung dieses Projektes stand einerseits das Bewusstsein der erlebten Diskriminierung, andererseits das kollektive Bewusstsein, der eigenen Möglichkeiten, aktiv Veränderung zu schaffen. Diesem Bewusstsein folgte (zeitgleich) ein konstruktiver Aktivismus auf mehreren Ebenen, dekonstruktiv, provokativ, konstruktiv, institutionell, basis-demokratisch, kritisch-reflektiert, der überhaupt erst die Türen zu jenen „strategischen Orten“, von denen Johnston-Arthur spricht, öffnete, um die inhaltliche Ebene, also die „Bilder“, die andere „Wirklichkeit“ diskursiv zu implementieren. Kritische Bilder und differenzierte Berichterstattung können also niemals losgelöst von dem damit in Verbindung stehendem Prozess des „sich Zugang-Verschaffens“ betrachtet und verstanden werden. Weiter noch, der mit den Bildern in Verbindung stehende Prozess hat unmittelbaren Einfluss - letztendlich auch auf die Bilder, die in den Diskurs eingebracht werden können. Je nach dem „strategischen Ort“ können Aktivist*innen (in diesem Fall Journalist*innen) mehr oder weniger die Möglichkeit nutzen, konstruktiv kritische Bilder einzubringen. Die Umsetzung der Kooperation war für M-Media als auch für „die Presse“ ein großer Erfolg, sehr wohl war den Beteiligten die Tatsache, dass eine Kooperation keinesfalls die Freiheiten eines geförderten Projekts garantieren könne, bewusst. Geförderte Projekte müssen zunächst nur durch ein Konzept inhaltlich ausgeführt werden. In diesem werden die Auflagen und Rahmenbedingungen konkretisiert und sind im Prozess für alle Kooperationsbeteiligten bindend. Wird die Finanzierung des Projekts zugesagt, steht der Umsetzung der inhaltlichen Ausführungen sehr viel Freiheit zur Verfügung, gleichzeitig ist eine Kooperation in ihrer Umsetzung von einer viel höheren Legitimationsnotwendigkeit dem Fördergeber gegenüber gekennzeichnet und daraus folgend auch dem Einfluss der Fördergeber auf inhaltliche Ausführungen unterworfen. Die Frage, ob das Kooperationsprojekt ein Erfolg war oder nicht, muss auch im Rahmen seiner Zielsetzungen betrachtet werden. Auf der Homepage von M-Media beschreibt sich der Verein als eine „(...) Selbstorganisation von Migranten, die ihre Bilder in den Mainstream Medien selbst gestalten wollen.“ (M-Media 2013b). Zu einem großen Teil ist dieses Ziel in dem Projekt erreicht worden, laut der interviewten Teilnehmer*innen gelang dies in den Jahren 2008 bis 2011 besser als im Jahr 2012, da durch die Förderung durch das Staatssekretariat einerseits und die Einführung des Transparenzgesetzes andererseits größerer Einfluss auf die Themen, nicht jedoch die inhaltlichen Ausführungen genommen wurde. Die Beteiligten am Kooperationsprojekt waren M-Media, „die Presse“ und Fördergeber (Europäischer

Integrationsfond, Bundesministerium für Inneres, Stadt Wien und das Integrationssekretariat), wobei die beiden ersteren an der tatsächlichen Umsetzung und letztere thematisch gesehen Einfluss nehmen konnten. Die Interessen der Beteiligten befanden sich in ständigen Ausverhandlungsprozessen um Deutungsmacht, wobei die an der Entstehung der Artikel direkt Beteiligten (M-Media und „die Presse“) ähnliche Zielsetzungen verfolgten. Die Asymmetrien der Machtausübungen waren jedoch klar gekennzeichnet. Migrant*innen vom Projekt bringen Themen ein, wobei die Redaktion von „die Presse“ und Chefredakteur*innen u.a. durch die „Titelhoheit“ (vgl. Interview Kocina 2014: 4) die letzte Entscheidungsmacht hatten. Auch wenn Fördergeber als sehr mächtig erscheinen war es in der Umsetzung möglich, den Einfluss gering zu halten, weil Themen nur oberflächlich bekannt gegeben wurden. Erst mit der Einführung des Integrationskastens auf der Seite und der inhaltlichen Füllung findet eine regelrechte Demonstration politischer Hegemonie statt.

Die Kästen des Integrations-Sekretariats manifestieren in zweifacher Weise den hegemonialen Zugang österreichischer Integrationspolitik. Einerseits nehmen sie durch die bloße Präsenz fast ein Viertel des Platzes der Seite ein, die dadurch erstens weniger Platz für Migrationsthemen lässt und zweitens den Journalist*innen von M-Media auch weniger Einkommen ermöglicht, da jeder Artikel pro Zeichen finanziell beglichen wurde. Andererseits stellt der Inhalt der Kästen den einseitigen Zugang der Politik - welche durch die Einführung eines Integrations-Sekretariats zu zeigen versucht, dass Migration und Integration in Österreich lösungsorientiert thematisiert werden muss - dar, als sich die darin postulierten „Integrations-Aufforderungen“ gänzlich an Migrant*innen wenden. Die Kästen hätten auch die Möglichkeit geboten, die „Aufnahmegesellschaft“ für das Thema zu sensibilisieren und aufzufordern, aktiv am Integrationsprozess teilzunehmen. Bzw. könnte darin auch das Selbstverständnis einer faktisch heterogenen, diversen österreichischen Gesellschaft durch klare Zusage einer solchen vermittelt werden.

Sprecher*innen: Während die Journalist*innen von M-Media innerhalb der eigenen Strukturen nicht unbedingt den Ansprüchen von Diversität entsprechen können, fand in der inhaltlichen Produktion der Artikel eine differenzierte Berichterstattung statt. Besonders der große Anteil an zitierten Sprecher*innen in den Artikel selbst führte von einem Diskurs des „Sprechens über“ stark hin zu einem selbst bestimmten „selbst Sprechen“ der rassistisch Diskriminierten. Im weitgehend allen Artikeln in welchen die „Lebensrealitäten“ von Migrant*innen thematisiert wurden, kamen diese auch selbst zu Wort, wodurch die

Journalist*innen von M-Media als Sprachrohr heterogener Gruppen handeln konnten.

Sprache: Was die Verwendung von Sprache betrifft so erfolgt diese sehr ambivalent. Einerseits wurden neue Begriffe und kritische Sprache bewusst eingesetzt, andererseits wurden durch den wahrscheinlich unbewussten Einsatz von Floskeln Wahrnehmungen reproduziert und negative Konnotationen manifestiert. Auf der Seite vom 18. April 2012 erfolgte explizit eine inhaltliche Neubefüllung von Begriffen rund um Migration und Integration welche kreativ, kritisch und auch sarkastisch definiert wurden. Von „autochtoner Österreicher“ über „Kriminaltourist“ bis hin zu „Migrationsvordergrund“ fand eine kritische als auch satirische Auseinandersetzung statt und wurde in einem „Migrationslexikon“ verpackt. Durch Formulierungen wie „Migranten *drängen* in den Spitzensport“ („Die Presse“, 16/08/2012: 10), „drei große Migrationswellen aus dem ehemaligen Jugoslawien“ („Die Presse“, 8/08/2012: 11), „das *nützen* viele türkische Bäcker *aus*“ („Die Presse“ 24/10/2012: 11) oder „die Kurden*problematik*“ („Die Presse“, 21/11/2012: 11) wurden Bilder und Vorurteile verfestigt und reproduziert anstatt diese zu dekonstruieren.

Auffallend ist, dass eine kritische Auseinandersetzung mit Konstruktionen um Geschlechter gänzlich fehlt und durchgängig die männliche Form verwendet wurde, was in allen Seiten im Jahr 2012 ersichtlich ist. Weibliche Formen wurden nur in jenen Artikeln eingesetzt, in welchen explizit über Frauengruppen geschrieben wurde. Auf die Frage, warum dieser Diskurs gänzlich ignoriert wurde, argumentierten diese, dass dies im Journalismus generell so gehandhabt, holprige Sätze den Lesefluss behindern würden. Sie verwiesen auch darauf, dass der Einsatz geschlechterneutraler Begriffe die Tatsache der faktischen Diskriminierung nicht emanzipierend verändern könne (vgl. Interview Milagros-Flener 2013: 7) Es wäre zu erwarten gewesen, dass die Teilnehmer*innen als Stellvertreter*innen diskriminierter Gruppen diesen Diskurs mit in das Kooperationsprojekt aufnehmen um diese – besonders auch im Journalismus manifestierte – patriarchale Hegemonie zu durchbrechen versuchten.

Kategorien: Der Umstand, dass das journalistische Schreiben in bestehenden Kategorien von Migration und Integration verhaftet bleiben musste ist in dem Kontext zu verstehen, dass es sich hier um ein Pilotprojekt handelt, in welchem erstmals Migrant*innen in Österreich kollektiv an ein Massenmedium herangetreten sind und sich Zugang zu strategischen Orten verschafft haben. Im Konzept des Kooperationsprojekts waren die Rahmenbedingungen, somit also auch die Einschränkung auf die Themen klar umrissen, den Teilnehmer*innen also

von Beginn an bekannt. Dies empfand auch Erich Kocina als problematisch, erwähnt im Zuge dessen allerdings, dass Journalist*innen von M-Media in der Zeit auch Geschichten geschrieben haben, welche in anderen Ressorts in „die Presse“ publiziert wurden. „Das ist ja auch ein Zeichen dafür, dass etwas gut funktioniert, wenn man das Korsett dieser einen Seite sprengt und auch über andere Themen und in anderen Bereichen schreibt.“ (Interview Kocina: 5). Inou, welcher des öfteren auf diese kategorische Reproduktion angesprochen wurde, argumentiert, dass die österreichische Gesellschaft noch nicht bereit wäre. „Wir müssen aufhören, die Kategorien zu schaffen. (...) Aber wir können nur aufhören, wenn die Politik aufhört.“ (Inou zit. nach Stradner 2012: 13). Dementsprechend sind auch die Fülle an Community-bezogenen Artikeln zu verstehen. Eine Transnationalisierung migrantischen Widerstands befindet sich im Österreichischen Kontext am Anfang, vor allem auch aufgrund von Strukturen die in der gegenwärtigen Systemarchitektur Ausdruck finden: „Das hegemoniale Arrangement bietet den Handelnden keine zentral-kompakte Angriffsfläche (etwa in Form eines Palastes oder einer königlichen Familie). Die Entscheidungsstrukturen sind dezentralisiert und virtualisiert. Die Funktionsträger*innen sind durch eine ganze Reihe von VertreterInnen sofort ersetzbar (Görg/ Pühretmayer 2000: 71).

Gegenhegemonialer Widerstand

Inou argumentierte, dass die Auswahl der Interviewpartner*innen, als auch die Entscheidung, wem die Möglichkeit über eine Thematik zu sprechen gegeben werden, bewussten Widerstand darstelle und dies kritischem Journalismus inhärent sei. Auch Clara Akinyosoye betont, dass Journalist*innen generell kritisch sein müssten, Journalist*innen mit Migrationshintergrund vielleicht noch einmal mehr, weil sie nach wie vor aus der schwächeren Position heraus agieren. Dem wiederum sei entgegengestellt, dass der Widerstand ebenso sehr subtil stattfindet, das Projekt aber eine sehr breite und tiefe Wirkung hatte. Drei der Journalist*innen von M-Media nahmen an der Lehrredaktion teil und arbeiteten in Ressorts von „die Presse“, wovon nach wie vor zwei Journalist*innen in „die Presse“ in den Ressorts Chronik und Außenpolitik angestellt sind. Empowerment, das hat sich im Laufe der Interviews herausgestellt, ist ein ganz wichtiger Grundsatz im Team (sowohl bezüglich des Zugangs zu strategischen Orten, als auch dem journalistischen Arbeiten während des Projekts gewesen).

„Wir haben nicht so einen elitären Zugang, (...) um Jemandem mal eine Möglichkeit zu geben, was auszuprobieren, empowern.“ (Interview Akinyosoye: 4)

„(...) ich glaub, das haben wir schon immer so gelebt, dass wir versucht haben, einfach wirklich dieses Unterstützende, wen anderen unterstützen, und dieses Know-How, das Viele, das da ist, einfach auch weiter zu leiten. (...) auch die Menschen, von denen man einfach weiß, dass sie da sind und was können, auch versuchen, in den Vordergrund treten zu lassen.“ (Interview Akinyosoye: 2)

Für Akinyosoye ist Widerstand sehr wichtig, und das gesamte Projekt wurde auch als widerständig empfunden. Gleichzeitig spricht sie davon, dass aus Widerstand auch Kooperation entstehen könne, in dem Sinne, dass man lösungsorientiert zusammen arbeitet und konstruktive Kritik formuliert. Widerstand sei notwendig, um sich Gehör zu verschaffen und um dann Lösungen zu finden. Befindet man sich „in“ dem angestrebten „strategischen Ort“ muss bei Journalist*innen nach wie vor kritische Reflexion herrschen, aber Widerstand sei dann intern notwendig, um an gemeinsamen Lösungen zu arbeiten.

„Ich will etwas verbessern, ich will nicht etwas in Grund und Boden fertig machen (...). Andere haben da andere Punkte, das ist mein Zugang zu Kritik.“ (ebd.: 3).

Journalist*innen, die sich „nur“ im Schreibprozess befunden hätten, äußerten den störenden Faktor der Beeinflussung von „die Presse“ auf die Themen und Texte etwas mehr, weil sie das Redigieren von Artikeln, ohne Feedback zu bekommen als sehr störend empfunden haben. Dies hing einerseits mit dem Umstand zusammen, dass die Texte oft sehr spät in „die Presse“ ein gelangten, als auch damit, dass die endredaktionellen Entscheidungen „im Haus“ blieben (vgl. Interview Kocina: 4).

Zu der entstandenen *Wirklichkeit in und durch die Integrationsseite*

1.) Rezipient*innen können beim Lesen der „Integrationsseite“ wahrnehmen, dass Migrant*innen kollektiv in den Diskurs getreten sind und in einem Massenmedium produzieren haben.

2.) Die „Integrationsseite“ zeigt den Rezipient*innen auf, dass Migrant*innen in Massenmedien - also im Diskurs, an einem strategischen Ort - die Möglichkeit haben, sich zu re-präsentieren, sich selbst darzustellen und ihre Handlungspielräume zu definieren. 3.) Im Weiteren erhalten Rezipient*innen einen informativen Einblick in Communities in Österreich und deren vielfältige Initiativen auf verschiedenen Ebenen. Probleme und Schwierigkeiten, mit denen Migrant*innen in Österreich konfrontiert sind, werden perspektivisch dargestellt, wobei für diskriminierende Strukturen die regierenden Gruppen verantwortlich gemacht

werden. Demgegenüber kann wahrgenommen werden, dass Migrant*innen sich auf kreative Weisen organisieren.

4.) Rezipient*innen können wahrnehmen, dass den Betroffenen als häufigste Sprecher*innengruppe eine tiefe Bedeutung gegeben wurde.

5.) Durch die heterogene und transdisziplinäre Aufarbeitung wurden vielfältige „Lebensrealitäten“ von und durch Menschen mit Migrationshintergrund aufbereitet, was eine Wirklichkeit konstruiert, dass Integration vielfältig stattfindet, und täglich gelebt wird.

6.) Die „Wirklichkeit“, dass Integration ein Prozess von beiden Seiten sein kann und es sich für alle Seiten lohnt, uns als diverse, vielfältige Gesellschaft mit vielen Talenten wahrzunehmen und bewusst aufeinander zuzugehen, wurde re-präsentiert.

7.) Es ist ersichtlich, dass Menschen mit Migrationshintergrund im österreichischen Mediendiskurs dennoch größtenteils auf Migrationsthematiken reduziert bleiben.

8.) Das Kooperationsprojekt war ein revolutionäres Projekt das weitere Massenmedien beeinflusst hat, ihre Redaktionen und Themen ebenso divers zu gestalten. Dennoch kann es erst als Beginn einer tiefgreifenden Veränderung empfunden werden, weil unser Sprachgebrauch und unsere Sozialisierung nach wie vor rassistischen Logiken folgt. Dies äußert sich in Geschichtsbüchern, Schulmaterialien und politischen Kampagnen.

9.) Durch die Ko-Finanzierung im Jahr 2012 ist Rezipient*innen ab Mitte des Jahres eine Veränderung ersichtlich, welche die Präsenz des Integrationssekretariats hervorhebt. Es kann wahrgenommen werden, dass die österreichische Integrationspolitik *Integration* als eher einseitigen, assimilativen Prozess versteht, in welchem die Hauptverantwortung bei den Migrant*innen liegt. Auch wenn dies in offiziellen Darstellungen (vgl. NAP (o.J.)) nicht so postuliert wird verschafft sich der Herrschaftsanspruch in faktischer Umsetzung durch den Integrationsdiskurs Geltung (Gouma 2012: 38).

Schlussätze und Ausblick

Das Kooperationsprojekt von M-Media mit „die Presse“ war im österreichischen Diskurs in der Hinsicht bahnbrechend, als die Thematik der Re-Präsentation von Menschen mit Migrationshintergrund in und durch Medien durch diese Personen selbst „konstruiert“ werden sollte, zum ersten Mal öffentlich dekonstruiert, gefordert und durch die Kooperation auch umgesetzt geworden ist. Demnach ist schon als großer Erfolg zu verzeichnen, dass Migrant*innen diesen Zugang zu einem Mainstreammedium mit breiter Öffentlichkeitswirksamkeit eingenommen haben (hier in Form eines „strategischen Ortes“) –

und zwar zur Proliferation einer differenzierten Berichterstattung über sich selbst und ihre jeweiligen „Lebensrealitäten“. Der Umstand, dass es sich um eine asymmetrische Beziehung handelte und Journalist*innen von M-Media ihre Themen und kritischen Texte mit den Anforderungen der „Presse-Redaktion“ abgleichen mussten, um veröffentlichen zu können, darf dennoch nicht außer Acht gelassen werden.

Diese Faktoren tragen zu der Wirklichkeit bei, die durch dieses Projekt konstruiert werden *konnte*, auch wenn sichtbar wird, dass in den fünf Jahren, in denen das Projekt gelaufen ist, innerhalb der Strukturen erneute Emanzipation der Migrant*innen stattgefunden hat, bzw. auch „die Presse“ in ihrem Ansatz dazulernen hat können, also beweglich war. Wenn man zunächst auf das „Produkt“ fokussiert kann sehr wohl ein Erfolg der Integration *in*, als auch Integration *durch* Medien verzeichnet werden, was in dieser Form in Österreich zuvor nicht möglich war. Die Einführung von „daStandard.at“ war eine Folge dieses Projekts.

In ihrer Studie „Strategische Potentiale gegen Rassismus notieren Görg und Pühretmayer, dass „(e)inzelne Interessengruppen (...) eine nachhaltige Durchsetzungschance im Sinne eines Einflusses auf die allgemeinverbindlichen Struktursetzungen nur dann (haben), wenn Bewegung in die Apparate und damit in die, das hegemoniale Arrangement tragenden Kräfte kommt.“ (Görg/ Pühretmayer 2000: 72). Somit könnten neue Diskurse ausgelöst und im Mainstream rezipiert werden und teilweise durch Allianzenbildungen „Spaltungsmomente“ entstehen, welche subversiv wirken könnten (vgl. ebd.: 72). Das Kooperationsprojekt von M-Media war in diesem Sinne nicht nur Widerstand, sondern wurde von Journalist*innen als Rebellion empfunden, hinsichtlich der schwierigen Bedingungen, selbst definierte Produkte in die „Integrationsseite“ zu implementieren. Perspektiven, die sonst schwer ein breites Publikum erreichen, konnten thematisiert werden. Diskurse wurden angestachelt und aufgewirbelt die bis hin zu Debatten mit politischen Akteur*innen führten und Bewegung in eine bisher von herrschenden Gruppen dominierte Diskussion um die Definitionsmacht über Personengruppen gebracht haben. Johnston-Arthur und Görg argumentieren außerdem, dass Rassismen nur wirksam bekämpft werden könnten, wenn diese Kämpfe multidimensionale Formen annehmen würden (vgl. Johnston Arthur/ Görg 2000: 8). Die Selbstorganisation M-Media arbeitet auf der Ebene des Campaigning, mittels kritisch theoretischer Reflexionen, direkter Gespräche mit Verantwortungsträgern und Öffentlichkeitsarbeit als auch mit selbstermächtigenden Strategien des Empowerments. Dadurch versuchen sie, tiefgreifende und nachhaltige Veränderungen in einer Gesellschaft zu schaffen, welche dafür erst wenig bereit

zu sein scheint. Kollektiv an eine etablierte Tageszeitung heranzutreten und aktive Inklusion im Sinne der Selbst-Definition zu fordern, konnte Diskurse in Bewegung bringen, die bis auf politische Ebene vordrangen und weitere Tageszeitungen dazu animierten, Potenziale einer heterogenen Gesellschaft zu nützen. Gleichzeitig wird es in zukünftigen Vorhaben notwendig sein, Kategorien wie Migration und Integration zu überwinden und heterogene Möglichkeiten kollektiver gegenhegemonialer Diskursarbeit zu erkämpfen.

Rassistische Darstellung und bipolare Homogenisierung von Gruppen dient nicht nur der Legitimation politischer Machtausübung, sondern äußert sich faktisch in den Lebensrealitäten gesellschaftlicher Gruppen. Besonders jene Repräsentationsflächen, welche erheblich zur Sozialisierung der Menschen beitragen (wie Schulbücher oder im österreichischen Kontext unbedingt zu erwähnen Spendenaufrufplakate von Hilfsorganisationen) unterliegen eines dringlichen Veränderungsbedarfs. Da die Aufarbeitung der österreichischen Vergangenheit nach wie vor nur oberflächlich geleistet wurde, gestaltet sich die antirassistische Arbeit dementsprechend mühsam. Studien zu Re-Präsentanz von Migrant*innen auf verschiedenen Ebenen gesellschaftlicher Teilhabe wären notwendig, um weitere konkrete Forderungen stellen und durchzusetzen zu können. Außerdem mangelt es an Studien zu geschlechterspezifischen, innerhegemonialer Strukturen von Migrant*innen(organisationen), welche bisher unerforschte „Wirklichkeiten“ ins Zentrum rücken und Interpretationen und Handlungsschritte einleiten. Anzustreben wäre eine politischer Kurswechsel, doch dieser scheint zur Zeit weit entfernt. Mit einem „Archiv der Migration“ welches von Historiker*innen, Soziolog*innen und Aktivist*innen (u.a. Arif Akkilic und Ljubomir Bratic) gefordert und erarbeitet wurde, soll eine selbst definierte Perspektive auf die Geschichte der Migration in Österreich geschaffen werden. Marginalisiertes Wissen soll dabei zusammengeführt und aufgearbeitet, die Subjekte in den Mittelpunkt gestellt werden. Die Vorarbeit dazu wurde geleistet, nun bedarf es zur Umsetzung noch einer entsprechenden Finanzierung. Inou arbeitet seit längerem an einer Reform von österreichischen Schulbüchern und konnte mit einer Zustimmung von Sebastian Kurz, Integrationssekretär und Außenminister der österreichischen Regierung, erste Erfolge erzielen.

Literaturverzeichnis

Akinyosoye, Clara (2013): Interview. Chefredakteurin von M-Media, Teilnehmerin am Kooperationsprojekt. Wien: 04.12.2013

Alheit, Peter (1999): Grounded Theory. Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse. Göttingen: o.V.

Bojadzijev, Manuela (2012): Die windige Internationale. Rassismus und Kämpfe der Migration. Münster: Westfälisches Dampfboot

Böse, Martina/ **Kogoj**, Cornelia (2002): Minderheiten und elektronische Medien in Österreich. Von eingeschränkter Vielfalt an Öffentlichkeiten. SWS-Rundschau (42. Jg.) Heft 3/2002: 293-307

Bourdieu, Pierre/ **Wacquant**, Loic (1999): Die List der imperialistischen Vernunft. In: Eingrenzungen Ausgrenzungen Entgrenzungen. Internationales Jahrbuch für Literatur und Kultur. Konstanz: UVK

Bratic, Ljubomir (2001): Selbstorganisationen im migrantischen Widerstand – ein Diskussionsanstoß. In: SWS-Rundschau (41. Jg.) Heft 4/2001: 516-536f

Castro Varela, Maria Do Mar/ **Dhawan**, Nikita (Hg.) (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: Transcript

Demokratiezentrum (2013): Migrationsgeschichte im Überblick.
www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/MoT/MoT_4_Timeline_1.2.12.pdf
(Zugriff am 21.08.2013)

Dobner, Marianne (2010): Stuart Hall: Rassismus, Repräsentation und die Konstruktion „des Fremden“. In: Czekelius, Nicole/ Leitner, Katharina (Hg.): Alltäglich – fremd. Wien: HTR Verlag

dorf tv (2013).: Rassismus ist white supremacy. Maiz im Gespräch.
www.dorftv.at/videos/maiz/4354 (Zugriff am 28.08.2013)

Duden (2007): Das Fremdwörterbuch. 9., aktualisierte Auflage. Band 5. Mannheim: Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus

Foucault, Michel (1992): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Geißler, Rainer (2000): Bessere Präsentation durch bessere Repräsentation. Anmerkungen zur medialen Integration von ethnischen Minderheiten. In: Schatz, Heribert: Migranten und Medien: neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Geißler, Rainer (2005): Mediale Integration von ethnischen Minderheiten. In: Geißler, Rainer/ Pöttker, Horst (Hg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Problemaufriss. Forschungsstand. Bibliographie. Bielefeld: transcript

Glaser, Barney G./ **Strauss**, Anselm L. (2005): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Verlag Hans Huber

Görg, Andreas/**Johngston-Arthur**, Araba Evelyn (2000): Campaigning against Racism. In: Kurswechsel. Heft 1: 21-32

Görg, Andreas/ **Pühretmayer**, Hans (2000): Strategische Potentiale gegen Rassismus. Wien: Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr

Gouma, Assimina (2012): Migration und Kritischer Journalismus- integrativ oder antirassistisch? In: Medien Journal 3/2012. Migration, Integration und Medien

Gruber, Oliver/Herczeg, Petra/Wallner, Cornelia (2012): Integration im öffentlichen Diskurs. Gesellschaftliche Ausverhandlungsprozesse in der massenmedialen Öffentlichkeit. Analysiert

anhand des Fallbeispiels „Arigona Zogaj“ in den österreichischen Medien. In: Medien Journal: Zeitschrift für Kommunikationskultur 36. Jahrgang, Nr.3/2012. Salzburg: ÖGK

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2003): Repräsentation, Subalternität und postkoloniale Kritik. In: Steyerl, Hito/ Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast Verlag

Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hg. Und übers. Von Ulrich Mehlem. Hamburg; Argument-Verlag

Hall, Stuart (1997a) : The Work of Representation. In: Hall, Stuart (Hg.): Representation: Cultural Representations and Signifying Practises. London: Sage

Hall, Stuart (1997b): The Spectacle of the 'Other'. In: In: Hall, Stuart (Hg.): Representation: Cultural Representations and Signifying Practises. London: Sage

Hammer (2007): Revolutionierung des Alltags. Auf der Spur kollektiver Widerstandspraktiken. Wien: Milena Verlag

Hennig, Irina/**Kruse**, Merle-Marie/ u.a. (2011): Verunsicherungen als Forschungs- und Lehrkonzept. In: Hennig, Irina/ Kruse, Merle-Marie/ u.a.: Dekonstruktion und Evidenz. Ver(un)sicherungen in Medienkulturen. Sulzbach/ Taunus: Ulrike Helmer Verlag

Hepp, Andreas (1999): Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. Opladen/ Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Herczeg, Petra (2011): Geschlossene Gesellschaft: Über Diversität in den Medien, Journalismus und Migration. In: Dahlvik, Julia/ Fassmann, Heinz/ Sievers, Wiebke: Migration und Integration- wissenschaftliche Perspektiven aus Österreich

Inou, Simon (2013): Interview. Geschäftsführer und Gründer von M-Media, Initiator des Kooperationsprojekts. Wien: 30.10.2013

Kocina, Erich (2014): Interview. Stellvertretender Chronik-Resortleiter von „die Presse“, Interagent im Kooperationsprojekt seitens von „die Presse“. Wien: 09.01.2014.

Konrath, Berthold (2008): Macht und Ohnmacht der Staatsapparate in Österreich. Antonio Gramscis Begriffe „kulturelle Hegemonie“ und „historischer Block“ dargestellt am Beispiel eines Bundesministeriums in der Zweiten Republik. Saarbrücken: Südwestdeutscher Verlag für Hochschulschriften

Konzept Kooperationsprojekt (2007): auf Nachfrage zugänglich bei M-Media, Franz-Josefs-Kai 27, 1.Stock, 1010 Wien. www.m-media.or.at

Kraus, Daniela (2012): Europäische Diversity-Kampagnen, Tool Kits, Trainings: Was gibt es – was fehlt? In: Gibba/ Neuberg (Hg.): Verantwortungsbewusster Journalismus. Afrikas Dimension in der westlichen Medienlandschaft. Publikation zum Symposium anlässlich des African Press Day 2012. Wien/ Berlin: Lit Verlag

Lim, Il-Tschung (2005): Politik der Inklusion- Adressabilität und Ökonomie der Macht bei Niklas Luhmann. In: Krol, Martin u.a.: Macht-Herrschaft-Gewalt. Gesellschaftswissenschaftliche Debatten am Beginn des 21. Jahrhunderts. Münster: Lit Verlag

Linder, Andreas (2007): Medien zwischen Diskriminierung und Diversity. In: Dossier Medien und Diversity. Berlin: V.i.S.d.P. Olga Drossou, MID-Redaktion, Heinrich-Böll-Stiftung: http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1217.asp (Zugriff am: 5.Jänner 2014)

Lüneborg, Margreth u.a. (2009): Migrantinnen in den Medien. Darstellung in der Presse und ihre Rezeption. Bielefeld: transcript

Martinez-Flener, Milagros (2013): Interview. Journalistin und Fotografin bei M-Media, Teilnehmerin am Kooperationsprojekt. Wien: 27.12.2013.

Mayring, Philipp (2003): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 8. Auflage. Weinheim: Beltz Verlag

Meuser, Michael/ Nagel, Ulrike (2009): Experteninterview und der Wandel der Wissensproduktion. In: Bogner et al (2009): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder. 3., grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Meyer, Sarah/ Peintinger, Teresa (2012): Pro-immigrantische Akteure im Nachteil? Zivilgesellschaftliche Gegenmobilisierung im Kontext österreichischer Migrationspolitik. In: In: Dahlvik, Julia/ Fassmann, Heinz/ Sievers, Wiebke: Migration und Integration-wissenschaftliche Perspektiven aus Österreich

Mignolo, Walter D. (2011): Geopolitics of sensing and knowing: on (de)coloniality, border thinking and epistemic disobedience. In: Postcolonial Studies, 14:3, 273-283

M-Media (2013a): Homepage: <http://www.m-media.or.at/impressum> (Zugriff:29.8.2013)

M-Media (2013b): Homepage: <http://www.m-media.or.at/verein> (Zugriff am 11.12.2013)

M-Media (2013c): Homepage: <http://www.m-media.or.at/verein/ueber-uns> (Zugriff am 28.12.2013)

M-Media (2014): Homepage: <http://www.m-media.or.at/gesellschaft/ausenminister-kurz-fur-reform-osterreichischer-schulbuecher/2014/01/29> (Zugriff am 29.01.2014)

NAP (o.J): Nationaler Aktionsplan für Integration: www.bmi.gv.at/cms/cs03documentsbmi/809.pdf (Zugriff am 12.12.2013)

Nduka-Agwu, Adibeli/ Lann Hornscheidt, Antje (2010): Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel

Neuberg, Alexis (2012): Einleitung. In: Neuberg, A./ Gibba, M. (Hg.): Verantwortungsbewusster Journalismus. Afrikas Dimension in der westlichen

Medienlandschaft. Publikation zum Symposium anlässlich des African Press Day 2010. Wien/
Berlin: Lit Verlag

Nicolic, Momcilo (2014): Evropa „skrece“ desno. Europa biegt „rechts“ ab. In: San. Srpsko-
Austrijske Novine/ Serbisch-Österreichische Nachrichten. Pilot broj-Januar 2014.godine/
Nullnummer-Jänner 2014

Ofuatex-Alazard, Nadja/ **Arndt**, Susan (2011): Wie Rassismus aus Wörtern spricht.
(K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches
Nachschlagewerk. Münster: Unrast Verlag

Pries, Ludger/ **Sezgin**, Zeynep (2010): Jenseits von `Identität` oder Integration. Wiesbaden:
Verlag für Sozialwissenschaften

Rundfunk & Telekom Regulierungs-GmbH (2013): www.rtr.at/de/m/MedKFTG (Zugriff
am 21.12.2013)

Sohler, Karin/ **Waldrauch**, Harald (2004): Migrantenorganisationen in der Großstadt.
Entstehung, Strukturen und Aktivitäten am Beispiel Wien. Frankfurt/ New York: Campus
Verlag

Sow, Noah (2011): Rassismus. In: Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)Erben des
Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache; ein kritisches Nachschlagewerk. Münster:
Unrast Verlag

Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und
subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant

Stradner, Maria (2012): Migration: Im Hinter- oder Vordergrund. Über den Umgang mit der
Herkunft von JournalistInnen in der österreichischen Medienbranche. Medien Journal 3/2012:
Migration, Integration und Medien.

Sturmer, Martin (2013): Afrika! Plädoyer für eine differenzierte Berichterstattung. Konstanz

und München: UVK

Trebbe, Joachim/ Schoenhagen, Philomen (2011): Ethnic Minorities in the Mass Media: How Migrants Perceive Their Representation in Swiss Public Television. In: Journal of international migration and integration. Vol.12(4), S.411-428

Türkmen, Ceren (2008): Migration und Regulierung. Münster: Westfälisches Dampfboot

Van Dijk, Teun A. (1991): Rassismus heute: Der Diskurs der Elite und seine Funktion für die Reproduktion des Rassismus. Duisburg: D.I.S.S.

Van Dijk, Teun A./ Wodak, Ruth (2000): Racism at the Top. Parliamentary Discourses on Ethnic Issues in Six European States. Klagenfurt/ Celovec: Drava Verlag

Wellgraf, Stefan (2008): Migration und Medien. Wie Fernsehen, Radio und Print auf die Anderen blicken. Berlin: Lit Verlag

Weßler, Hartmut (2002): Journalismus auf drei Ebenen. In: Jarren, Ottfried/ Weßler, Hartmut (Hg.): Journalismus – Medien – Öffentlichkeit. Eine Einführung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Wiedenroth-Coulibaly, Eleonore (2007): Zwanzig Jahre Schwarzer Widerstand in bewegten Räumen. Was sich im Kleinen abspielt und aus dem Verborgenen erwächst. In: Nghi, Ha, Kien/ u.a. (Hg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Colour auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster: Unrast Verlag

wien-konkret.at (o.V.) (2013): www.wien-konkret.at/wirtschaft/medien/medientransparenzgesetz (Zugriff am 21.12.2013)

Winter, Rainer (2010): Widerstand im Netz. Zur Herausbildung einer transnationalen Öffentlichkeit durch netzbasierte Kommunikation. Bielefeld: transcript

Abstract

Knowledge, which is produced in scientific, political and media discourses is not a reflection of societal reality, but is determined by a set of rules and bound with power. This study addresses strategies of self-empowerment of migrants in order to access “strategic places” in the context of the current media discourse on migration and integration. The aim is to go beyond the definition of others, so that migrants are enabled to report about themselves and their perspectives in our society by means of active participation in mainstream media. At “M-Media” Association for intercultural media/journalism”, migrants working at different levels in the editorial process try to influence the image of migrants in mainstream media.

One example is the cooperation with the daily newspaper “die Presse. From 2008-2012 this project offered migrants the opportunity to design a segment on integration that would then be published weekly in the newspapers’ chronicles section. The key question guiding my research is, which reality migrants created in by means of these integration pages in 2012.

Reality in and by means of media refers to the post-structuralist assumption that texts cannot be fully understood without considering the specific context of their creation. This background information contributes significantly to how reality is perceived. The seminal success of this specific cooperation was constituted in the fact that it was the first occasion for a group of migrants to actively shape and own contents in a mass medium.

Rassism has structural impacts at several levels and thus hinders self-empowering strategies to maintain autonomous contents. The cooperation was co-financed by government funds and the European Fund for Integration, which directly and indirectly influenced the reality produced by the migrants. Bipolar differentiation – constructions of “we” vs. “others” – could not be overcome, but were defused. Moreover, the project initiated a new discourse, encouraging other Austrian mass media to foster diversity among their editorial staff.

Zusammenfassung

Diese Arbeit beschäftigt sich mit selbst ermächtigenden Potentialen und Strategien von Migrant*innen, sich im derzeit herrschenden medial vermittelten Diskurs um Migration und Integration Zugang zu sogenannten „strategischen Orten“ zu verschaffen und sich selbst zu re-präsentieren. Das Ziel dabei ist, dass Migrant*innen nicht weiter einer Fremddefinition unterliegen müssen, sondern selbst durch aktive Teilnahme am Kommunikationsprozess der Mainstreammedien über sich und ihre Perspektiven in unserer Gesellschaft berichten können. Migrant*innen von „M-Media“ Verein zur Förderung interkultureller Medienarbeit arbeiten auf verschiedenen Ebenen daran, durch personelle Präsenz in den Redaktionen ihre Bilder in den Mainstreammedien selbst zu gestalten. Ein Beispiel dafür ist das Kooperationsprojekt mit der Tageszeitung „die Presse“, das von 2008 bis 2012 Migrant*innen die Möglichkeit bot, über fünf Jahre hinweg wöchentlich eine „Integrationsseite“, welche im Chronikteil der „Presse“ erschien, gestalten und inhaltlich füllen zu können. Die Frage, die mich in dieser Arbeit leitet ist, welche „Wirklichkeit“ Migrant*innen *in* und *durch* die wöchentlich in der „Presse“ erschienene Integrationsseite im Jahr 2012 konstruiert haben. Von Wirklichkeit *in* und *durch* Medien wird hier insofern gesprochen, als ich von der poststrukturalistischen Annahme ausgehe, dass Texte nie ohne ihren konkreten Entstehungshintergrund vollständig verstanden werden können. Dieser trägt einen erheblichen Beitrag zur wahrgenommenen Wirklichkeit bei. Das Kooperationsprojekt war bahnbrechend dahingehend, als zum ersten Mal Migrant*innen kollektiv *durch* aktive Teilnahme selbst definierte Inhalte *in* einem Massenmedium gestalten konnten.

Rassismen wirken strukturell auf mehreren Ebenen und somit gestalten sich selbst ermächtigende Strategien im Bezug auf den Erhalt autonomer Inhalte als besonders schwierig. Das Kooperationsprojekt wurde von staatlichen Fördergebern und dem europäischen Integrationsfond ko-finanziert, welche einen direkten und indirekten Einfluss auf „ihre“ Wirklichkeiten, die Migrant*innen journalistisch produzierten, ausübten. Herrschende bipolare Differenzlinien konnten - im Sinne von Konstruktionen von „Wir“ versus „Andere“ - im Kooperationsprojekt nicht verlassen werden, jedoch trug es zu einer Entschärfung dieser Bipolaritäten bei. Außerdem konnte ein Diskurs implementiert werden, welcher weitere österreichische Massenmedien dazu veranlasste, für mehr Diversität in ihren Redaktionen zu sorgen.

LEBENS LAUF

NAME **Eva Maria Höritzauer**

HOCHSCHULBILDUNG

2010 – 2011 Auslandssemester in Dakar/Senegal
2005 – laufend. **Studium der Internationalen Entwicklung** an der Universität Wien
mit Schwerpunktsetzung Afrikanische Geschichte

SCHULBILDUNG

1996-2004 Bundesrealgymnasium
1992-1986 Volksschule

SPRACHEN **Englisch**(sehr gut), **Französisch**(gut),
Brasilianisches Portugiesisch (gut); **Mandinka** (mäßig)

PROJEKTE

2006-2007 Jugendpresse Österreich/ Wien

2006 Projekt „72 Stunden ohne Kompromiss „
NGO Enchada, 1090 Wien

2004 „Freiwilliges Soziales Jahr“ im „Casa de Repouso“, Casa das Crianças“
und „Landlosenprojekt“
Jaconbina/ Bahia/ Brasil